HEFT 11 NOVEMBER 1985 6,- DM C 4143 E

Konkret

Magazin für Politik und Kultur

WALLRAFF:

Als türkischer Hilfsarbeiter bei Thyssen

in konkret November 1985

von Konkret

an Konkret

Fronkreisch, Fronkreisch von Hermann L. Gremliza

Magazin

Im letzte Dreck von Günter Wallraff

Ali Sigirlioglu war da. In der Rolle eines türkischen Gastarbeiters erlebte Günter Wallraff die Unterwelt der Menschenhändler, der feinen Konzerne und schmutzigen Methoden. Wallraffs authentischer Bericht gibt das Politikergeschwätz von den »ausländischen Mitbürgern« der Lächerlichkeit preis.*

Enteignet deutsche BankAxel Caesar tot von Carl L. Guggomos

Typisch: Axel Caesar Springer war noch nicht beerdigt, da gibt es eine neue Forderung: Enteignet die Deutsche Bank. Dagegen hatte er gekämpft. Und jetzt das. Bundestagsabgeordnete sollen eine Milliarde suchen.

»Bei uns wird es losgehen, wenn die Leute lieber durch eine Kugel als vor Hunger sterben« von Harald Irnberger

Honduras ist arm dran. Eine Zukunft hat das Land nur als Militärbasis der USA. Ende November sollen hier Wahlen stattfinden. Wie sie auch ausgehen mögen, sie werden nichts verändern. Das Militär hat das Sagen und die Bevölkerung nichts zu melden. Eindrücke aus einem besetzen Land.

Kalte Amnestie von Leo P. Ard

Erst wenn der Vorsitzende Richter, Dr. Paul, am 5. November im Saal 157 des Landgerichts Krefeld Platz nimmt und die Hauptverhandlung auch eröffnet, werden es auch die Skeptiker glauben müssen: 41 Jahre nach der Tat, 23 Jahre nach Aufnahme der Ermittlungen findet der Prozess gegen Wolfgang Otto, dringend verdächtigt der Beihilfe zum Mord an Ernst Thälmann, wirklich statt.

Kurdistan - Saddam Husseins und Khomeinis anderer Krieg von Jürgen Reents

Als das Schah-Regime im Januar 1979 stürzte, hofften die iranischen Kurden auf die Verwirklichung eines alten Traums: ein autonomes Kurdistan. Aber die Herrschaft der Mullahs brachte ihnen stattdessen einen neuen Krieg. Einen Krieg, über den hierzulande noch weniger berichtet wird, als über den irakisch-iranischen Krieg, weil dort keine von Raketen getroffenen Öltanker Sorgen über die Sicherheit der westlichen Ölimporte aufwühlen. In Kurdistan sterben schlicht Menschen.

Die Chance von Franz Lerchenmüller

Wo die Not am größten, ist Gott am nächsten, lautete die Durchhalteparole früherer Jahre. Heute, im Zeitalter von Quartz, Siliciumchip und Digitalanzeige, in der eben anbrechenden Epoche der Präzision, mögen nur noch wenige all ihre Hoffnung auf diese mit zahlreichen Unsicherheitsfaktoren belastete wie durch individualgeschichtliche Erfahrung in Mißkredit geratene Botschaft setzen. Tatsachen sind gefragt, nicht mehr vage Aussichten. Es ist Zeit für: DIE CHANCE.

Ende Abschied! Trauer TrauerAxel Caesar tot von Otto Köhler

Als Springer starb hatte Boenisch einen Kater, verzichtete Elmar, der Zuhälter, lieber auf die Kleider, erschien erstmals das Blumenhoroskop, tötete ein irrer Arzt seine Familie, und gab es für 50 Mark Sex auf dem Parkplatz

Studenten-Sexualität heute - Teil II von Günter Amendt

In KONKRET 10185 schilderte Günter Amendt, wie sich das sexuelle Verhalten der Studenten zwischen den sechziger und dem Beginn der achtziger Jahre verändert hat. Diesmal geht es um den Wandel der Einstellung zur Sexualität, zu Partnerschaft, Ehe, Treue, Minderheiten. Amendts Text basiert auf der Untersuchung des Hamburger Sexualforschers Ulrich Clement

Die Kunstgeschichte und die Vorsehung oder: Wie man eine Totgeburt am Leben hält von Alfred Hrdlicka

1945 - 1985. Kunst in der Bundesrepublik Deutschland. Eine Ausstellung in der Nationalgalerie Berlin

Eisensteins Walküre von Hans-Joachim Schlegel

Richard Wagners »Ring der Nibelungen« als antifaschistisches Revolutionstheater? 1940 brachte Sergej Eisenstein eine Inszenierung von Wagners »Walküre« auf die Bretter des Moskauer Bolschoj-Theaters als den Versuch, den frühen Richard Wagner, noch voller rebellischer Ideen im Geiste der Revolution von 1848, nicht der faschistischen Deutschtümelei zu überlassen. Die Inszenierung erlebte nur wenige Aufführungen

Mein Freund Harvey von Elmar Kraushaar

Die US-Homosexuellen-Bewegung hat ihren Märtyrer. Ein neuer Dokumentarfilm aus San Francisco beweist es

Dreimal Deutschland über allesNationalsozialismus in Marmor und Beton von Wolfgang Schneider

Wenn die Schlangen vor den Arbeitsämtern länger und die Sozialleistungen kürzer werden, muß den Leuten was Kostengünstiges geboten werden, woran sie sich aufrichten können. Am billigsten kommen immer noch Symbole nationale Größe. Die Bundesrepublik will jetzt gleich drei davon errichten, zwei in Bonn und eins in Westberlin. Wolfgang Schneider hat die Pläne besehen

Der Härtling-Effekt von Wolfgang Pohrt

Mit Peter Härtlings neuem Roman hat die hiesige Literatur endgültig die Qualität von Werbung erreicht: Sie ist zweckfrei, leer und produktlos wie diese

Was geschah wirklich in Majapur? von Thomas Schreiber

Indien - ideales Romangelände und Standardthema der englischen Literatur. In vier Büchern erkundet Paul Scott die letzten Jahre britischer Kolonialherrschaft

Notizen

Fassbinders Rache von Wolfgang Pohrt

Gremlizas express von Hermann L. Gremliza

Konkret 11/85, S. 4

von Konkret

1. Auch das Hamburger Buntblatt »Stern« hat nun etwas über den Gelben Regen gemacht, der alles andere denn eine chemische Keule, sondern schlichtweg Bienenscheiße ist. Im »Stern« heißt das dann in der Ausgabe vom 26.9.85 allerdings eher ein bißchen etepetetrig »Bienendreck«. Die Geschichte in ihrer ganzen Härte stand in KONKRET 9/85. Vier Wochen vor dem »Stern«Text. Das ist keine Ausnahme. Dennoch sehen wir vorerst von einem Aufdruck »Dieser Text ist zur späteren Veröffentlichung im 'Stern' freigegeben« ab. Noch.

2. Besuch bekam der KONKRET-Autor Carl Guggomos, der im Heft 10/85 über das Vorleben des westdeutschen Astronauten Reinhard Furrer berichtet hatte (»Aus dem Gully in den Weltraum«). Vertreter jener Zeitschrift waren bei Guggosmos zu Gast, die 1964 über ein Fluchtunternehmen berichtet hatte, an dem neben anderen auch Furrer beteiligt war. Man darf gespannt sein, was »Quick« heute darf.

3. Im KONKRET 12/84 schrieben Wolfram König und Ulrich Schneider unter dem Titel »Sprengstoff im Trinkwasser« über eine ehemalige Munitionsfabrik in der nordhessischen Kleinstadt Hessisch-Lichtenau im Werra-Meißner-Kreis. Aus dem Text, der den eher laschen Umgang der Behörden mit den hochgradig umweltschädlichen Rückständen der einstigen Munitionsfabrik darstellte, ist nun ein gut 200 Seiten starkes Buch geworden. das im Verlag der Gesamthochschulbibliothek Kassel als Heft 8 der Reihe »Nationalsozialismus in Nordhessen – Schriften zur regionalen Zeitgeschichte« herausgekommen ist: Wolfram König/Ulrich Schneider: »Sprengstoff in Hirschhagen – Vergangenheit und Gegenwart einer Munitionsfabrik« .

4. KONKRET-Mitarbeiter Horst Tomayer, mittlerweile auf allen Kanälen, wenn Talk-Shows angesagt sind: Von »3 nach Neun«, das allerdings erst um 22 Uhr beginnt, bis hin zu »Moment mal«, das noch schlafmützinger ist. Hier ging es um die hehre Frage »Verdirbt Dallas die Moral?«. Die Fernsehkritiker waren sich nicht so ganz einig, was sie denn nun zu Tomayers Auftreten sagen sollte: »Horst Tomayer von KONKRET fiel nur durch eine riskant gestreifte Freizeitjacke auf und durch die Bemerkung, daß ihm das Thema des Abends eigentlich völlig 'wurscht' sei.« So die »Nürnberger Nachrichten«. Andere Blätter nicht anders. Die »FAZ« ließ sich immerhin noch einige Verdrehungen einfallen, um Tomayers Auftritt abzukanzeln: ...»der eine ebenso schwache Figur machte wie auf der anderen Seite ein sich in hyperthroper Selbststilisierung gefallender Horst Tomayer, ein 'KONKRET'-Autor, der außer Kopfschütteln keine Argumente hatte.« Leider unterschlugen alle Blätter Tomayers Antwort auf die Frage, welche Rolle er denn in »Dallas« am liebsten spielen würde. Tomayer im Original-Ton: »Die eines kleines jüdischen Hausierers, der an die Tür der Ewing-Ranch klopft«. Das war dann doch zu viel.

5. Im KONKRET 10/85 schrieb Otto Köhler über die Arbeit von Hermann Josef Abs am deutschen Bankwesen! Er referierte dabei in weiten Teilen den in der »Anderen Bibliothek« erschienenen OMGUS-Bericht. Auch die FAZ würdigte den OMGUS-Bericht in ihrer Ausgabe vom 19. September auf einer Wirtschaftsseite unter der Rubrik »Wirtschaftsbücher«. Titel und Untertitel kündeten deutlich von der Begeisterung über dieses Buch: »Die Deutsche Bank im 'Dritten Reich' – Ein notwendiges Buch, das man nicht zu lesen braucht«.

Nun ließe sich viel darüber spekulieren, wie etwas gleichzeitig notwendig und überflüssig sein kann. Es ist zu vermuten, daß die Autoren und Redakteure der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung« nicht etwa die vulgärkapitalistische dialektische Trickkiste geöffnet haben - »Am Nachmittag eines bislang sonnigen Tages regnet es « oder »Kalte Wadenwickel sind gut gegen heiße Köpfe« und was die Vulgärdialektiker sonst noch parat haben - sondern nur vermitteln wollen, daß in ihren bankabhängigen Köpfen sowieso schon alles dringewesen sei. Bemerkenswert auch die Apostrophierung: Irgendwie will das Blatt wohl deutlich machen, daß die Anerkennung des Dritten Reichs überhaupt nicht infrage kommt.

6. Der »Who is Who« in Germanien, Ausgabe 1983/84, gibt auf Seite 103 – »Bischoff« bis »Bittel« – einige Veränderungen bei KONKRET bekannt, von denen allerdings sonst niemand etwas gemerkt hat. Dort heißt es:

BISSINGER, Fritz – Verleger, Chefredakteur Zeitschr. Konkret, Hamburg – Zu erreichen üb. Neuer-Konkret Verlag, Rentzelstraße 7, 2000 Hamburg (T: 040/44 33 53) – geb. 1913.

Es käme wahrlich einer gewaltigen Lüge gleich, wollten wir jetzt behaupten, der »Who is Who« lüge sowieso nur, nichts sei richtig, keine der Angaben hätten etwas mit der Wirklichkeit zu tun. Ganz ein bißchen das Gegenteil: das Geburtsjahr

stimmt, die Schreibweise des Eigennamens und schließlich auch: Postleitzahl und Vorwahlnummer. Bravo!

Konkret 11/85, S. 5

an Konkret

KORREKTER

KONKRET 10/85: »Studentensexualität heute« von Günter Amendt

Es ist nicht immer leicht, Zahlen mit Worten so darzustellen, daß das Resultat lesbar ist, aber korrekt bleibt. Zweimal ist Amendt dieser Versuch mißlungen. 1966 hatten 42 Prozent aller befragten Frauen Erfahrung mit Selbstbefriedigung, läßt Amendt uns wissen, um wenig später mitzuteilen, daß in der gleichen Untersuchung »44 Prozent aller Frauen ihre erste Masturbationserfahrung vor dem ersten heterosexuellen Geschlechtsverkehr« hatten. Hier sind entweder die Zahlen falsch oder das Deutsch ist es. Ich vermute: das Deutsch.

»Im Alter von 18 Jahren erreicht (die Kurve der Masturbationserfahrenen) bei Männern ihre Höhepunkt, d.h. spätestens dann wissen 90 Prozent aller Jungen, die überhaupt onanieren, aus eigener Erfahrung, was Onanie ist.«

Was immer Amendt uns über dieses Alter von 18 (der Jungen, nicht: der Kurve, nebenbei bemerkt) sagen wollte, eine solche Kurve kann ihren Höhepunkt immer erst dann erreichen, wenn 100 Prozent aller Jungen...

Eine Zeitschrift, die im selben Heft bei Raddatz so sehr auf Exaktheit besteht, sollte diesem Anspruch auch in ihren eigenen Artikeln gerecht werden.

WOLFCANG HELL

KONSTANZ

Also, wenn ich schon in einem linken Magazin für Politik und Kultur soviel Insider-Sex aufgetischt bekomme, dann frage ich mich nach seitenlanger Onanie-Onana-Leier doch tatsächlich**:** Wieviel politisches Bewußtsein kann denn nun so ein studentischer Orgasmus entfesseln? Oder bleibts doch nur bei Lyrik und Prosa? Dann hätt ich für Eure momentane Zielgruppe allerdings etwas Geileres: Konkret. Postille für Sexualität, Prosa und Familie. Zumindest vorrübergehend. . .

HENDRIK MÜLLER-LENHARTZ

BERLIN

Das einzige Scharfe an dieser fotografischen Zumutung ist der Markenname »Jockey« auf der Unterhose. Ansonsten liegt die Gestalt da wie auf einem Seziertisch in der Pathologie.

Und der Inhalt in der Unterhose ist genauso tumb wie der des Artikels selbst: »Das Mädchen vom Lande hat seinen ersten Geschlechtsverkehr etwas später als die Frau aus der Stadt...«. Für solche und ähnliche Mitteilungen soll ich nun sechs Mark bezahlen. Das bekam man doch schon in der Praline vor zehn Jahren für einsfuffzig.

KLAUS HOFE

FREIBURG

Spitze der Artikel »007 – im Angesicht von Katzenfutter« Dazu die Frage: Was zahlte die Fa. Jockey für die tolle Unterhosenwerbung auf dem Titelbild?

USCHI VOLLMERT

BOCHUM

GEWINNER?

KONKRET 8185: Titelbild

Sehr schön das Titelbild. Herr Oscar so bieder lieb-pausbäkkig. Dagegen fast schon forschfortschrittlich »der Mann!« der SPD: Johannes Rau. Herr Steinkühler im sauberen Blaumann. Und Glotz, charmant, charmant, der Mann. Irgendwie, scheint mir, ist doch mit denen auch kein Blumenstrauß zu gewinnen.

ACHIM PÜTTMANN

HAGEN

SÜSSES LEBEN

KONKRET 8/85: »Trrradition marsch!«

Teilweise waren die Anmerkungen von Simone Schmidt zur »schönen Stadt an der Amper« recht zutreffend. Allerdings: Ganz Deutschland ist flurbereinigt und zersiedelt, eine besondere Brucker Eigenart ist das nicht! Ebenso ist nicht »man« auf einen Bunker stolz, sondern höchstens ein schwarzer Bürgermeister samt seiner Gefolgschaft. Die Proteste gegen den Bunkerbau waren und sind durchaus reichlich gesät (im Umfeld dessen war es selbst für die Brucker SPD unangenehm, daß der Bunkervorplatz »Geschwister-Scholl-Platz« benannt wurde).

Bruck ist nicht durch und durch reaktionär. Immerhin opfern vier Stadträte (je zwei von der GRÜNEN-Unabhängigen Liste GUL und der Brucker Bürgervereinigung BBV) Freizeit und Nerven, um diesem festgefahrenen CSU-SPD-FW-Haufen das süße Leben etwas zu erschweren.

CLAUDIA SCHILLING

FÜRSTENFELDBRUCH

(PRESSESPRECHERIN DER GRÜNEN-

UNABHÄNGIGEN LISTE FFB)

PERSÖNLICHKEIT

KONKRET 1 0/85: »Freundlich, bitter und fremd«. Zum Tod von Wolfgang Abendroth.

Anfangs 1945, im POW-Camp 379/Ägypten, lernte ich Wolfgang Abendroth kennen. Er kam zu uns in den antifaschistischen D-Wing ins Cage 34. Sehr bald wurde er die herausragende Persönlichkeit in unserer Camp-Universität. Seine Lehrfächer waren: Recht und Gesellschaft, Völkerrecht und Rechtsphilosophie. Wir blieben in enger Freundschaft bis zu seinem Tod. Abendroth hatte den Kommunismus nicht in Frage gestellt, im Gegenteil: ein Wissenschaftler hatte das von Marx, Engels und Lenin entwickelte Prinzip der Dialektik beim Wort genommen und jedes System bloßgestellt, dem der dialektische Materialismus nur noch als ideologisches Feigenblatt diente .

KARL KIRCHNER

(MITBEGRÜNDER DES ANTIFASCHISTISCHEN D-WING IM POW-CAMP 379/ ÄGYPTEN IM JAHRE 1944)

WÜRZBURG

VERDUMMUNG

KONKRET 9185: Interview mit Norm Chomsky: »Die USA brauchen den Krieg«

»Sehr entpolitisiert« und daher beliebig indoktrinierbar seien die nichtherrschenden Klassen in den USA, klagt Chomsky. Die »Entpolitisierung« zeige sich auch in der »außergewöhnlichen Religiosität« der meisten Amerikaner. Wie gehabt also.

Was Chomsky hier »Entpolitisierung« nennt, ist eigentlich Verdummung, und zwar Verdummung als religiös bedingte Denkhemmung. *Die* vor allem, vermute ich, hindert die Masse der Amerikaner daran, den grotesken Widerspruch zwischen ihrer hochgeschätzten Religiosität und ihrer miesen Alltags-Moral zu erkennen. Einer Gallup-Umfrage des Jahres 1984 zufolge glauben zwar 90 Prozent aller Amerikaner an Gott, gleichzeitig aber wird in den USA gelogen und betrogen wie nie zuvor, steigt die Kriminalitätsrate, wächst der Mißbrauch von Drogen und Alkohol, häufen sich die Betrugsfälle im Geschäftsleben. Mehr als Tünche, bestehend aus Frömmelei und Scheinheiligkeit, kann demnach die Religiosität jener 90 Prozent aller Amerikaner kaum sein.

HANS WITTEK

LEUTKIRCH

UNSINN

KONKRET 8185: »Jugend ist besonders lohnend«

Es gibt sicher einiges zu kritisieren im Zusammenhang mit dem Freiwilligen sozialen Jahr (FSJ), aber wir verwahren uns dagegen, alle Träger des FSJ in einen Topf zu werfen. FSJ-ler mögen für einige Wohlfahrtsverbände billige Arbeitskräfte sein. Bei uns ist das nicht so, da wir selbst als Landesverband keine stationären Einrichtungen unterhalten. Das »Gestellungsgeld« in Höhe von DM 600,- kennen wir nicht.

Es ist Unsinn zu schreiben, daß die Verbände für die »pädagogische Betreuung« 1985 5,6 Millionen kassieren und dies in Relation von 15 Bildungstagen zu setzen. Wir hatten im Kurs 1984/85 z.B. 23 Bildungstage, der Landesverband des DPWV Bayern hat ständig über 30 Bildungstage – um nur mal zwei Beispiele entgegenzuhalten.

BRIGITTE SCHWAN

DEUTSCHER PARITÄTISCHER WOHLFAHRTSVERBAND

LANDESVERBAND RHEINLAND-PFALZ/

SAARLAND/SAARBRÜCKEN

Für den Kölner Kardinal Frings ist es ein »geschenktes Jahr für die Kirche«, in dem die »fraulichen und mütterlichen Kräfte«

geweckt werden sollen. Ich meine: Diese Regierung zeichnet für Christlich-Deutschen- Unverstand (CDU) im Geiste der Groß-Konzerne. Diese Regierung merkt nicht einmal, daß diese Art von Unternehmergeist mit der Vertrauensseligkeit der ihr ausgesetzten Bürger als Gegenpart sozusagen rechnet, es bezeichnet die Überheblichkeit einer sich als Elite verstehenden »Oberschicht«, aber auch die Versuchung, sich väterlich gegenüber Arbeitnehmern als der neuen Spezies von Untertanen zu gebärden. Solange Gemeinwohl mit Wachstum des Sozialprodukts auf der Basis privatwirtschaftlicher Gewinnmaximierung gleichgesetzt und alle Politik auf dieses Ziel hingerichtet ist, hält die Krise der Wirtschaft und Humanität an.

W.-D. MUSWIECK

BARSINGHAUSEN

GLOBAL

KONKRET 10/85: NEW AGE von Michael Springer

Bei der Aufmerksamkeit, mit der Michael Springer meinen Schaffensweg zwischen 'Links und dem Regenbogen' zu verfolgen wußte, hätte er doch nun wirklich den Titel meines (Rot)buches korrekt hinkriegen können. Er lautet nämlich weder Globetrotter noch Globetrottel, sondern »DER GLOBALTROTTEL – Who is who in Kathmandu und andere Geschichten aus dem Überall.«

Die Frage, ob ich den 'reportierten Übersinn' nun für einen Witz halte oder dran glaube, beantworte ich mit einem allumfassenden ja! – Das ist nun mal die Art der waschecht positiven Denkungsmilch.

Und was das Mysterium der Delphin-Kommunikation betrifft, war ich beglückt festzustellen, daß Michael Springer seinen Geist soweit aufgespannt hat, daß auch er die telepathischen Hologramme jener bemerkenswerten Wasserwesen empfangen kann. (Vergleiche dazu auch KONKRET Sexualität, S. 96f, 'Ozeanische Lüste').

Selbstverständlich heißt das hier zur Debatte stehende Tongebilde der Delphine SHIT, wie Michael Springer ganz richtig vermutete. Abgekürzt für: Springers Hemmung imponiert den Trostlosen.

MICKY REMANN

FRANKFURT

GRÜNDE?

KONKRET 10/85: »Kurze Ausbildung«

Tüchtig gefreut habe ich mich, als ich im Magazin den kurzen Artikel über mich gelesen habe! Aber es gibt noch mehr – wohlgemerkt inoffizielle – Gründe für meine Entlassung am ersten Ausbildungstag, die für eine Entlassung aus politischen Gründen sprechen. So ist mir neben der Beteiligung am Lehrstellenmarsch der SDAJ auch vorgeworfen worden, daß ich Gruppenleiter der SDAJ bin, daß ich in der Friedensbewegung aktiv bin und mein Mandat als Delegierter der GSV wahrgenommen habe.

Es tut sich der Verdacht auf, daß hier eine Zusammenarbeit von Verfassungsschutz und Bremer Betrieben stattfindet. Wo sonst sollten solche Informationen herkommen? Zumal Herr Holst, stellv. Datenschutzbeauftragter von Bremen, der Presse

gegenüber bestätigt hat, daß es regelmäßige Anfragen von Rüstungsbetrieben an den Verfassungsschutz gibt, die in der Regel auch beantwortet werden und Herr Koschwitz, Pressesprecher von Krupp Atlas Elektronik, hat bestätigt, daß ebensolches zumindest bei zukünftigen Beschäftigten in Sicherheitsbereichen stattfindet, für Auszubildende hat er dieses jedoch bestritten.

Ich möchte alle KONKRET-Leser bitten, Briefe an Krupp Atlas Elektronik, Sebaldsbrücker Heerstr. 235, 28 Bremen 44 zu schreiben und eine Kopie zur Kenntnisnahme an den Betriebsrat und an mich zu richten.

STEFAN WICHMANN

AUF DEM BEGINENLANDE 45

2800 BREMEN 61

FEHLER

KONKRET 10/85: Anzeige aus der »Herald Tribune«

Ist Euch klar, daß das abgebildete Druckwerk eben keine »Anzeige«, sondern tatsächlich eine Karikatur ist, und zwar bissig gegen die Contras gerichtet? Wenns Euch klar war, dann isses Schwachsinn »you can help make Rosita an orphan, or you can turn the page« zu übersetzen mit »du kannst Rosita zur Waise machen, wenn du umblätterst.«

Das Ganze ist doch eine Parodie des bekannten Appells »Sie können diesem armen Kind Essen für einen Monat geben – Sie können aber auch einfach umblättern« .

DIETER WAGNER

WINNEN

Konkret 11/85, S. 8

Hermann L. Gremliza

Fronkreisch, Fronkreisch

In der Pause zwischen den runden Jahrestagen wäre doch Zeit für die Erinnerung an eine Vergangenheit, die nicht den Großvätern peinlich ist: 1968 ff. Sagt mal, Ihr Staatsfeinde a.D., Ihr Propheten der permanenten Revolution, Jünger Hodschas, Agitatoren studentischer Massen, Enthüller des Schweinesystems, Kolonnenführer des langen Marsches, mal ganz ehrlich, von Prof zu Prof: Sind Papa und Mama recht stolz auf Euch?

Degenhardt – Ihr entsinnt Euch? Die alte Platte steht noch im Regal, da hinten, zwischen Brassens und Petite Fleur – der hat Euch seinerzeit gemahnt: daß das nicht solche Geschichten bleiben, die man den Enkeln erzählen kann. Ihr aber kriegt den Mund gar nicht mehr auf, und wenn einmal doch, dann für die belegten Schnittchen, die die Volkswagenstiftung zum Gelingen des Symposions über die Geschichte des SDS beigesteuert hat, und für die Botschaft an die Berufungsausschüsse dieser Welt: Wir sind nicht die, die wir schon damals nicht waren.

Ulrike? Nein, die Sportlerin des Jahres haben wir nicht gewählt.

*

Als der Abgeordnete Hansen behauptete, das Kampfflugzeug Tornado werde nicht, wie von den Experten behauptet, zwanzig Millionen Mark pro Stück kosten, sondern wenigstens siebzig Millionen, ließen sie den Spinner gewähren. Als der Preis auf hundert Millionen gestiegen war, begannen sie ihn zu prügeln. Als der Abgeordnete an seine Vorhersage erinnerte, haben sie ihn entfernt. Recht zu haben kann in weniger schweren Fällen noch verziehen werden. Recht zu bekommen wird mit Verachtung gestraft. Wer aber Recht behalten haben will, zieht die Vendetta auf sich.

Wenn ein Zuschauer bemerkt, der Fernsehgast habe doch vor kaum fünf Jahren noch das genaue Gegenteil behauptet, sagt der österreichische Conferencier von Radio Bremen: Noja, des woar domols. Sozusagen noch unterm Kaiser. So hastig und einig ist Vergangenheit wohl nie überwältigt worden, wie von Bundesdeutschlands ideellem Gesamtdemokraten Kohl-Bendit: Was geht mich dein Geschwätz von gestern an, solange dich meins nichts angeht.

*

Trau ich mich da noch aufzurühren, was hier vor sieben,- acht Jahren über die Bürgerkindlichkeit einer Szene zu lesen war, die gerade die Gründung einer alternativen Tageszeitung plante? Es genügt, daß gegen das hartnäckige Erinnerungsvermögen einiger Leser eh kein Kraut gewachsen ist. Neuerdings wirbt das Blatt mit Weizsäckers Geständnis, er lese die »TAZ« täglich, und mit der Begeisterung der Barbara Dickmann: »'Bild' ist Pflicht, die 'TAZ' ist Kür.« Einer der leitenden Redakteure zieht nach einer Fernsehsendung mit Bürgermeistern der CDU und der SPD die Bilanz: » Mein Stadt-Vater nach der Show? Wenns denn sein muß – Wallmann.« Die Richtung stimmt. So haben Liberale aller Farben immer votiert, wenn es denn sein mußte – nicht nur, als Weizsäckers Vorgänger Theodor Heuß im Deutschen Reichstag das Patschhändchen lieber für den Führer hob als für Thälmann.

*

Wißt Ihr noch, wie die »Ssien« mit ihrem Hamburger Barden auf dem Boulevard tanzte, rote Rosen aus dem Pflaster sprießen sah und das Blut der Commune roch (und noch nicht das des Fotografen von der Rainbow Warrior), weil ein nationalistischer Sozi 55 Prozent gekriegt hatte? Entsprechend rätselhaft blieben ihr die folgenden Ereignisse: daß Mitterrand die deutsche Friedensbewegung runtermachte, um seine neukaledonische Kolonie kämpft, auf Mururoa Atombomben testet und an der Schandmauer sich aufbaut wie ein Senator aus Alabama.

Kleine Nachhilfe für die Szene *und* ihren Kanzler: Der Führer der Grande Nation war so wild auf die »Nachrüstung«, weil er die Bonner als bevorzugte Partner des Ostens ablösen wollte. Nach der Stationierung der Pershings in der BRD würde ein Generalsekretär der KPdSU nicht mehr zunächst (wie Breschnew) nach Bonn kommen, sondern nach Paris. Wie Gorbatschow. Die giftigen Angriffe auf den amerikanischen Imperialismus und Kulturimperialismus waren schon ernst gemeint – nur galten sie nicht dem *Imperialismus,* sondern dem *amerikanischen.* Und nach Westberlin, in sein Mururoa an der Spree, nahm der Präsident den Kanzler mit, weil die imperiale Szenerie eindrucksvoller wird, wenn der Häuptling der Eingeborenen dabeisteht.

*

Redakteure des »Spiegel« haben den »TAZ«-Leser Weizsäcker gefragt, ob es denn ohne den Nationalsozialismus heute den Staat Israel gäbe. Ein Nein bedeutete, daß das Unglück der Palästinenser wie das der Israelis, die in diesem Winkel der Dritten Welt sich ja kaum anders aufführen können denn als verspätete europäische Kolonialherren, von den Deutschen verschuldet wäre, und weiter gefragt werden könnte, warum statt der armen Araber nicht die Rechtsnachfolger der Täter

den Juden ein Staatsgebiet zur Verfügung zu stellen hätten, beispielsweise das Bundesland Bayern, inklusive seines toten Inventars. Da könnten wir das Lebensrecht des jüdischen Staates rundherum selbst garantieren.

Weizsäcker hat übrigens geantwortet: »Ich glaube nicht, daß es einen Sterblichen gibt, der Ihre Frage beantworten kann.« Ein feiner Präsident. So nachdenklich. Und gar nicht mal teuer.

*

So spielen sie denn weiter »Lösung des Nahost-Konflikts«, räumen Israel Kredite ein und liefern Waffen an die Saudis. Die Regeln sind der Tagespresse zu entnehmen: Der Wert eines Israeli entspricht dem von zwanzig bis hundert Arabern. 400 gefangene Libanesen werden gegen 10 Israeli getauscht. US-amerikanische Geiseln notieren zu verschleppten Schiiten im Verhältnis 24 zu 1.100. Der Mord an drei Israeli wird mit dem Mord an 79 Palästinensern vergolten. Hier soll nun eine Regeländerung wirksam werden: Nach Anordnung des US-Außenministers George Shultz sind Mitglieder der PLO nur noch als »Tiere« zu bewerten. Die Firma Strauß-Maffei wird auch weiterhin ihr Bestes geben.

*

Nahezu unbemerkt vom parlamentarischen Arm der Bewegung bauen die deutschen Banken gerade Europas größten Rüstungskonzern auf: Daimler-Benz, MTU, Dornier, AEG verfahren nach Vorbild: »Detroit hat unübersehbare Zeichen gesetzt und deutlich gemacht, wohin die Reise geht...General Motors schluckte mit einem Einsatz von fünf Milliarden Dollar das große amerikanische Luft-, Raumfahrt- und Rüstungsunternehmen Hughes Aircraft... So befindet sich denn auch Daimler-Benz in voller Fahrt Richtung Technologie-Konzern, und ist inzwischen ein 'zu Lande, zu Wasser und in der Luft' präsentes Unternehmen...Zwischen zehn und 15 Prozent des Umsatzes macht der Anteil der Wehrtechnik bei AEG aus, ein Geschäft, das bei der MTU (Motoren für Schnellboote, Panzermotoren für den Leopard 11, Turbinen für das Kampfflugzeug Tornado) und Dornier (Alpha-Jet u.a.) größere Bedeutung hat« (»Welt«). Auf den neuen Baudrillard bin ich jetzt wirklich gespannt.

Konkret 11/85, S. 10

Magazin

Manöverflugblatt

Dieses Flugblatt wurde Mitte September im Bereich Rotenburg/Scheesel gefunden. Die Finder hielten sich nicht an die Aufforderung auf der Rückseite des Blattes. Dort heißt es:

»Dieses Übungsflugblatt wurde während der Heeresübung TRUTZIGE SACHSEN von der Bundeswehr abgeworfen. Es dient der Messung von Reichweite und Zielgenauigkeit.

SOLDAT: Im Ernstfall käme ein solches Flugblatt vom Feind. Sein Inhalt besteht meist aus Propaganda. Damit will der Feind Dich zu falschen Handlungen bringen, Dich verängstigen, verunsichern oder aufhetzen.

Das Flugblatt ist eine Waffe die auf Deine Gedanken zielt.

Wenn Du das weißt, wird sie harmlos. Du solltest in jedem Fall den Fund melden, damit auch Deine Vorgesetzten erfahren was gespielt wird.

Den Finder dieses Übungsflugblattes bitten wir, es bei seinem Vorgesetzten mit Datum und Fundort versehen abzugeben.

BÜRGER: Gehören Sie nicht zur Truppe, geben Sie es bitte dem nächsten Soldaten.«

Mindestens offen bleibt, ob sich der Bürger auch im Ernstfall so verhalten soll. Herausgegeben ist das Flugblatt vom »Bataillon für psychologische Verteidigung, Oberharz-Kaserne, 33-2 Clausthal-Zellerfeld.« Der Druck erfolgte »auf umweltfreundlichem Recyclingpapier«.

NOCH 'NE PLEITE

Sieben Teilnehmer eines Kurses in übersinnlicher Meditation haben ihren Lehrmeister in Fairsfield (US-Bundesstaat Iowa) verklagt, weil der Guru ihnen nicht, wie versprochen, das Fliegen beibrachte. Sie seien durch den Mißerfolg in emotionale Trübsal versetzt worden, heißt es in der Klage. Die Flugübungen in der empfohlenen Lotus-Stellung, die über ein Hüpfen mit verschlungenen Beinen nicht hinauskamen, hätten überdies anhaltende Gelenkschmerzen verursacht. Die Kläger, nicht unbescheiden, verlangen 63 Millionen Dollar Schadenersatz.

Jeans sind out

Oberschülerinnen in der ägyptischen Provinz Mansura, 100 Kilometer nördlich von Kairo, dürfen nicht mehr Jeans oder Blusen in der Schule tragen. Stattdessen haben sie sich, so die Anordnung des zuständigen Schulrats, in knöchellange Kleider zu hüllen und die Haare mit Kopftüchern zu verhüllen Ganz im Trend liegt auch das ägyptische Ministerium für religiöse Angelegenheiten, das eine einmalige Prämie an weibliche Angestellte zahlt, die sich islamisch kleiden Das Amt finanziert diesen Frauen zudem noch eine Pilgerfahrt nach Mekka

Umgekrempelt

Niemand kann sich zurückhalten. Jedem seine tägliche Meldung über Bhagwan und seine Ungetreuen. Wir machen mit. Ein Zitat aus der September-Ausgabe von »Die Rajneesh Times«, in der eine »der Geschäftsführerinnen der Rajneesh Medical Corporation« auf die Frage »Welche Vorsorge trifft man nach dem Sexualkontakt?« in allerklarster Deutlichkeit ihre Gebrauchsanweisung herunterspult: »Wenn der Mann sich zurückzieht, muß er den Ring des Kondoms umfassen, sonst bleibt der Kondom in der Partnerin und Injektionsgefahr ist gegeben. Wenn er sich gelöst hat nimmt er das Kondom, verknotet es, nimmt es in die eine behandschuhte Hand, krempelt diesen Handschuh über dem Kondom um. Er verknotet den Handschuh, nimmt ihn in die andere Hand und wiederholt dasselbe. Dann wird es in den besonderen Abfalleimer mit 'Contaminated Waste' (Infektiöse Abfälle) geworfen.«

Spreerosette

Die Sprachschöpfer in der DDR sind unermüdlich: Die bei Groß und Klein beliebten »Negerküsse« kommen künftig als »Spreerosetten« in den Handel. Eine Berliner Zeitschrift nannte die neue Wortschöpfung einen »Fall für die Sprachwissenschaft«. Daran mangelt es nicht: Will der Wirt in einem DDR-Gartenlokal die Gäste bitten, Gläser und Teller nicht aus dem umzäunten Vorgarten nach draußen mitzunehmen, lautet der Hinweis schlicht und verständlich: »Bitte das Geschirr im Objekt lassen«. Völlig klar ist natürlich auch, was ein »Sekundärrohstoffverwerter« ist. Er entpuppt sich als schlichter Ankäufer von Leergut und Altpapier.

REISE-RABATT

Als bisher einziges Reisebüro in der BRD hat die ABAKUS GmbH in Frankfurt einen dreiprozentigen Arbeitslosen-Rabatt eingeführt, der für alle Arbeitslosen, Auszubildenden, Behinderte, Wehr- und Zivildienstleistende gegen amtlichen Nachweis gilt. Geschäftsführer Peter Wehner: »Alle Welt redet nur davon, wie sozial Benachteiligten zu helfen ist, wir wollen wenigstens etwas tun.« Die Regelung des Frankfurter Reisebüros ist vorerst bis zum Jahresende befristet und gilt nur für Pauschalreisen in der Wintersaison und für das Sonderprogramm anläßlich des 40. Jahrestages der Befreiung vom Faschismus.

Sieh' mal an

»Die Scheußlichkeiten der Massenabtreibung läßt selbst ihre lautstärksten Gegner nicht unbefleckt. Der Erzbischof Wetter von München hat die Vernichtung der Ungeborenen mit den Auschwitzmorden gleichgestellt. Der Vergleich ist schlichtweg unerlaubt. Angesichts der offensichtlichen Schwierigkeit, einem Mitglied des hohen Klerus genauere moralische Distinktion zu erläutern, soll ein kleiner, zur Mäßigung mahnender Hinweis genügen – ein Unterschied zwischen Auschwitz und Abtreibung besteht darin, daß die Kirche gegen die Abtreibung mit allen Kräften und in aller Öffentlichkeit kämpft aber bei den Morden in Auschwitz still gewesen ist.«

(Johannes Groß im FAZ-Magazin vom 4.10. 1905)

FAZzig

Von einer völlig ungewohnten Seite zeigt sich die ansonsten auf steife Seriosität bedachte »Frankfurter Allgemeine Zeitung« in ihrer über Bildschirmtext verbreiteten elektronischen Version. Auf einer »Munterhaltungsseite« (Btx-Nummer 3403461401) offeriert das Blatt unter dem Motto »Kurz und bündig« Erläuterungen für gängige Kürzel. Beispielsweise:

FDP – Fast Drei Prozent

FBI – Filzt bei Inländern

CIA – Catchen Im Ausland

MAD – Muß Alle Durchleuchten

BND – Baldowern nur Draußen

OPEC – Opulente Preise Einigen Clan

DDT – Dauerhaft Dosierter Tod.

Der Aufforderung »Spielen Sie mit... Senden Sie uns Ihre Kürzelei folgt eine Btx-Teilnehmer mit der Einsendung »FAZ« – »Ferdammt Alberne Zeitung«.

Deshalb

»Rund 72.000 arbeitslose Lehrerinnen und Lehrer registrierte zu Beginn des Schuljahres 1985/86 die Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft (GEW) in der Bundesregierung.«

(FR vom 1 .10.1985)

Tolle Leistung

Das 1927 errichtete Wasserkraftwerk Semo-Awtschalsk an der Kura – das zweite des Lenischen GOELRO-Plans – ist rekonstruiert worden. Seine Produktion reicht noch aus, alle Fernsehgeräte in Tbilissi mit Strom zu versorgen.

Vertraulich

Selbstverständlich hält sich die BRD an das 1977 von der UNO verhängte Rüstungsembargo gegen Südafrika. Selbstverständlich klappt das irgendwie doch nicht so ganz. Allein 1984 erteilte die Bundesregierung die Ausfuhrgenehmigung für Waren in einem Wert von 242 Millionen DM. »Angaben zu den einzelnen Ausfuhrgeschäften zu machen, hält die Bundesregierung nicht für angebracht«. Verständlich: in der entsprechenden Liste sind ausschließlich Waffen, Munition, Kernenergie-Materialien und andere Niedlichkeiten erfaßt, die natürlich alle als »Nichtmilitärische Waffen« ausgewiesen sind.

TRUTH

Der 64jährige US-amerikanische Verleger Charles Cox will in seinem Land die Wahrheit unters Volk bringen. Wie die »New York Times« berichtete, glaubt Cox in den USA »ein ungeheures Interesse an russischen Dingen« entdeckt zu haben. Deshalb will er jetzt die »Prawda« herausbringen. Die englischsprachige »Prawda« soll hinsichtlich Aufmachung und Papier so gut wie irgendmöglich dem Original entsprechen. Der Preis für ein Jahresabonnement beträgt 630 Dollar. Die englischsprachige Ausgabe soll etwa zehn Tage nach dem Erscheinungsdatum des Moskauer Originals zugestellt werden.

Schamhaft

Das französische »Institut für die arabische Welt« (IMA) ziert sich: zwar gab es bei Sofres eine Meinungsumfrage über das Blid der Araber in der französischen Öffentlichkeit In Auftrag, doch die Ergebnisse bleiben unter Verschluß. Die Antworten sind nicht so ausgefallen, wie man es sich erhofft hatte. »Die meisten Franzosen,« so ein IMA-Vertreter, »denken bei dem Stichwort Araber nur an Terrorismus und Tschador.«

SPIELZEUG

Sie sind James Bond! Warum auch nicht. »The Sharper Image Catalog«, natürlich ein Produkt US-amerikanischer Lebens- und Handelsweise, bietet allen, die schon alles haben, alles, damit sie sich fühlen können wie ein Spitzen-Geheimagent: kugelsichere Westen (289 Dollar), Codierung des Telefons (499 Dollar), Wanzenentdecker (249 Dollar), Feldstecher (119 Dollar), Beretta-Imitation (79 Dollar) wasserdichte (129 Dollar), folterfeste Uhr (89 Dollar), Bademantel (55 Dollar). Der Katalog selbst: zwei Dollar.

Stellenanzeige

Seitdem sich Marokko und Libyen im August des vergangenen Jahres zu einer Union verbunden haben, hat sich nicht viel geändert in der Beziehung zwischen den beiden Staaten. Überrascht war man allerdings jetzt doch in Marokko, als in der sozialistischen Tageszeitung »Al Ittihad Ichtiraki« Anzeigen erschienen, mit denen Libyen Revolutionäre suchte die bereit seien, die Grüne Revolution Gaddafis zu unterstützen und natürlich auch zu propagieren. Den Bewerbern, denen bei ausreichender Qualifikation gleich ein revolutionärer Rang zugesichert wurde, sollten ihre Bewerbungen richten an das »Internationale Zentrum für den Kampf gegen Imperialismus, Zionismus, Rassismus und Faschismus« in Tripolis.

So'n Pech

Eine Forschungsgruppe der Uni Hamburg hat die Kriege der letzten vierzig Jahre untersucht. Der Pressedienst der Uni Hamburg hat die Ergebnisse der Untersuchung auf drei DIN-A-Blättern zusammengefaßt und der Pressemitteilung eine schmetternde Überschrift verpaßt: »159 KRIEGE IN 40 JAHREN... und die meisten erfolglos«.

Was lernt uns das?

Manfred Schreiber, Ministerialdirektor und Leiter der Polizeiabteilung im Bundesministerium des Innern in der Zeitung »Die Welt«:

»Terrorismus tritt angeblich dort auf, wo das Volk legitimen Grund zur Beschwerde hat. Die Erfahrung aber lehrt, daß das heute gerade die Gesellschaften mit den geringsten politischen Teilnahmemöglichkeiten die meisten Ungerechtigkeiten und der größten Distanz zwischen Oben und Unten nämlich die kommunistischen Systeme russischer Prägung, vom Terrorismus am unberührtesten sind. Von 6.700 Terrorakten, die von 1968 bis 1980 weltweit registriert wurden, ereigneten sich nur 62 im Ostblock.«

Schleichwerbung

Die Bundespost bemüht sich, jeden Wunsch nach einem Telefon zu erfüllen: in 400 Varianten verleiht sie gegenwärtig die Sprechgeräte. Absoluter Renner ist nun wieder, nachdem es einige Zeitlang ob irgendwelcher Lieferschwierigkeiten bei irgendeinem Chip irgendwie Schwierigkeiten gegeben hatte, das Modell »Dallas« das sich von anderen Telefonen dadurch unterscheidet daß die Tastatur im Hörer integriert ist und so jenen Geräten ähnelt, die die Helden aus dieser wunderbaren Fernsehserie benutzen. »Dallas« kann für einen Aufpreis von 4,60 DM im Monat gemietet werden. Zwischen 25.000 und 30.000 dieser Geräte werden gegenwärtig monatlich von der Post abgeschlossen.

FU: ABM für CDU

Als Ende der sechziger Jahre die Linke an der FU Berlin ihren Marsch durch die Institutionen begann, prägte die allzeit rechte Presse das Schlagwort von der »linken Kaderschmiede«. Jetzt hält sie still und ist stumm: Der CDU-Wissenschaftssenator Kewenig geht jetzt daran, die letzten Überreste der linken Reformuniversität zu beseitigen, indem er auch in der Verwaltung der Universität parteigetreue Vordermänner plaziert. Betroffen von diesem Gewaltakt sind 750 Mitarbeiter. Da sie aber nicht so einfach abgesägt werden können, beschloß man, die Verwaltung zu teilen in einem medizinischen und einen nichtmedizinischen Bereich mit der für Kewenig wichtigen Folge, daß er 22 neue Stellen mit 22 CDU-hörigen Anwärtern besetzen konnte. Neuer Kanzler für den medizinischen Bereich wurde ein Freund Kewenigs aus Kieler Studentenzeiten, von Detmering, der sich, kaum hatte er den Job angetreten, heimlich still und leise auf eine Kölner Stelle bewarb und sich damit weder beim FU-Präsidenten, Heckelmann, noch bei Kewenig besonders beliebt mochte, aber nun verdonnert ist die Position zu halten. Kewenig ist am Ziel: auch die Verwaltung der FU Berlin ist gewendet.

Kleiderordnung

Matthias Engelsberger, CSU-Bundestagsabgeordneter und Inhaber eines mittelständischen Energieversorgungsunternehmens und noch dazu Mitglied im Verwaltungsrat der Kreissparkasse Traunstein macht sich Sorgen: »Eine Kleidung, die bei Angestellten eines Geldinstituts selbstverständlich ist, kann wohl auch von den Mitgliedern des Deutschen Bundestages erwartet werden.« »Demonstrations- und Freizeitkleidung« seien eine bewußte Verhöhnung der Demokratie. Die Grünen fühlten sich angesprochen, nahmen die Kritik auf und wendeten sie zu einem konstruktiven Vorschlag, von dem auch Engelsberger nur profitieren kann: ein Kostümverleih kostenlos versteht sich mit dessen Hilfe sich auch die einzelnen Hinterbänkler aus der graumelierten Masse ihrer Kollegen hervorheben können und schließlich auch die Möglichkeit, im Bundestag in T-shirts anzutreten, auf denen die Sponsoren überdeutlich ihre Zeichen hinterlassen haben.

Typenlehre

Dem weitverbreiteten Urteil von »dem Alternativen« in der bundesdeutschen »Szene« ist die Zeitung »Constraste« entgegengetreten. Nach den Beobachtungen des »Zentralorgans« der selbstverwalteten Betriebe im Rhein-Main-Neckar-Raum ist die Typenvielfalt größer als angenommen.

Dabei unterscheidet das Blatt zwischen dem »reinen Ökologen« mit dem »Und-was-tust-Du-für-die-Natur«-Gesicht, dem »Therapeutics«, die »sich autonom und feministisch verstehende Frau« und den »Handarbeiter mit proletarischem Bewußtsein«.

Auch auf dem Felde der Alternativ-Politik tummele sich durchaus nicht nur der »Polit-Einheitsfreak«. Die Vielfalt reiche vom »Polit-Macker« bis zum »sanften Politstrategen«. Letzterer zeichne sich zwar durch »Konzepte am laufenden Meter« und die Bereitschaft zu ständig neuen Aktionsbündnissen aus, seine »gut formulierten Wortschwälle« hätten jedoch

glücklicherweise keine Konsequenzen.

ABER DAS BISTUMSBLATT

Die Jugendzeitschrift »ran«, die der Deutsche Gewerkschaftsbund herausgibt wird jugendlichen Untersuchungsgefangenen verweigert. Dies geht aus einem Schreiben eines Lehrers der JVA Augsburg hervor Er teilte dem gewerkschaftlichen Bund-Verlag mit, das Jugendmagazin sei für die Lektüre inhaftierter Jugendlicher »nicht geeignet« da es als »gesellschaftspolitisch nicht ausgewogen« bezeichnet werden könnte Die Zeitschrift war unter anderem auch an die JVA Augsburg herangetreten da zahlreiche Leser Paten-Abonnements für Jugendliche im Knast übernommen hatten

Ansichtssachen

Im Berchtesgadener Land, auf dem Kehlhof, werden immer noch Ansichtskarten verkauft die neben dem ehemaligen Haus Adolf Hitlers gehißte Hakenkreuzfahnen zeigen. Auf der Rückseite der Postkarten wird erklärt, daß Hitler das Haus mit dem Erlös seines Bucherfolges »Mein Kampf« finanziert habe. Ein Hinweis auf die verbrecherische Politik Hitlers fehlt. Die Staatsanwaltschaft ermittelt.

»Playboy« gestrichen

Das US-amerikanische Repräsentantenhaus will einige hunderttausend Dollar für die Blindenschriftprogramme der Kongreßbibliothek im nächsten Haushalt einsparen. Betroffen ist, so berichtet der Bibliothekar Daniel Boorstin, auch die Braille-Ausgabe des »Playboy«, die ohne Fotos und Bildunterzeilen erscheint, aber trotzdem einer der am häufigsten ausgeliehenen Titel ist.

DISSI-DESTILLAT

Michail Gorbatschow kurbelt die kapitalistische Warenproduktion an: Der Wodka, der seinen Namen trägt – 1921 erstmals von einem Namensvetter des jetzigen ZK-Generalsekretärs hergestellt zum Trost für jene, die noch der Revolution ins Ausland gegangen waren – verzeichnet gegenwärtig in der BRD ganz untypische Zuwachsraten. Während im ersten Halbjahr 1985 der Wodkakonsum in der BRD um 2,5 Prozent zurückging, konnte die Marke Gorbatschow um 22,7 Prozent zulegen und ist damit zum Leader auf dem westdeutschen Wodka-Markt avanciert.

Überfremdung

In den USA wurden 1984 nach Angaben des Handelsministeriums 72.149 Patente vergeben. Davon gingen 43 Prozent an ausländische Produzenten. An erster Stelle lagen japanische Erfinder mit 71.355 Patenten vor bundesdeutschen mit 6.402 Patenten. Es folgten Erfinder aus Großbritannien mit 2.414, Frankreich mit 2.286 und Kanada mit 1.317 Patenten. Der stellvertretende Kommissar für das Patentwesen, Rene Tegtmeyer, nannte diesen Vormarsch der Ausländer für die US-amerikanische Industrie bedrohlich.

Lesehunger auch noch

Im sozialistischen Äthiopien konnte seit dem Sturz des Kaiserregimes im Jahre 1974 die Analphabetenrate von 93 auf 35 Prozent gesenkt werden. 16,9 Millionen Äthiopier nahmen bisher an den Kursen der Nationalen Alphabetisierungskampagne teil.

Zufall

Wie nennt man es, wenn jemand von einem Kampfwagen der Polizei überfahren wird? Das nennt man einen Unfall. Was sagt man zu einem Vergehen, das solche Folgen hat? Dazu sagt man, es war eigentlich ein ganz normaler Einsatz. Hat es irgendeine Bedeutung, daß dieser Einsatz zugunsten einer NPD-Veranstaltung stattfand? Daß der Tote unter den

antifaschistischen Gegendemonstranten zu beklagen war? Hat es natürlich nicht. Die Polizei tat nur, wie immer, ihre Pflicht.

In Frankfurt ist ein Linker gestorben. Man hat ihm das Leben genommen, man nimmt ihm auch seinen Tod. Denn in der Bundesrepublik gibt es keine Faschismus-Gefahr. Folglich gibt es auch keinen vernünftigen Grund, gegen die NPD zu demonstrieren. Noch weniger gibt es eine profaschistische Polizei. Auf gar keinen Fall gibt es Opfer im antifaschistischen Kampf. Ausgeschlossen!

Am Tag, an dem es passierte schloß ein Artikel in der »FAZ« mit der Prognose: »Jetzt werden die Handschuhe ausgezogen«. Dieser Satz kommentierte eine ZDF-Sendung in der Recht und Ordnung auf ihre Kosten kamen: Thema Terrorismus und Umfeld. Die Sendung, moderiert bzw. radikalisiert von Gerhard Löwenthal nutzte der ehemalige Chef des Hamburger Verfassungsschutzes, Horchem, für eine neue Parole. Man müsse diese Leute »festsetzen erkennen, aburteilen oder töten«. Sowas hat in Polizeikreisen eine hohe Einschaltquote vielleicht bei denselben Leuten, die sich freiwillig melden, wenn es die NPD gegen Chaoten zu schützen gilt. Es ist aber nicht so, daß ZDF oder FAZ nun ihre Hände in Unschuld waschen würden. Es ist so, daß sie gar nicht erst beschuldigt werden – weder des Aufrufs zum Mord noch der Anstiftung, Aufhetzung oder geistigen Urheberschaft.

Hat jemand – Rücktritt ist ja ein Fremdwort – Anlaß, einen Fehler zuzugeben, seine bisherige Praxis zu ändern? Ja. Die Frankfurter Demonstranten sollen endlich aufhören. Randale ist keine Trauer, Gefühle nimmt hat ihnen nicht ab. Denen schon gar nicht.

Anläßlich der Austragung des Davis-Cups am Main entschuldigt sich Oberbürgermeister Wallmann für die Unruhe in seiner Stadt. Er habe alle Zusammenrottungen verboten, verkündet er der Boris-Becker-Gemeinde in der Festhalle und an den Bildschirmen. Riesenbeifall. Kohl nennt die Demonstranten Verbrecher. Man muß es klar aussprechen: Gegenüber diesen perversen Ordnungsvorstellungen sind Steinwürfe in Fensterscheiben ein Akt von Humanität.

Die Liberalen beklagen die Sprachlosigkeit der Proteste. Recht haben sie. Es macht sprachlos, daß im Jahr 1985, in dem die Regierung die Bitburger SS-Ehrung zelebrierte, ein NPD-Gegner von der Polizei umgebracht wird. Es macht sprachlos, daß die sogenannte Aussöhnung mit der Vergangenheit über Leichen geht. Sprachlos, daß Schläger in Uniform die traditionellen Faschisten beinahe vergessen machen. Sprachlos, daß all diese Zufälle zueinander zu passen scheinen.

In welcher Sprache soll denn angemessen beschrieben werden daß sich die NPD in denselben Räumen versammeln konnte, in denen einmal der erste Frankfurter Auschwitz-Prozeß tagte? Wer den Alpdruck dieser Verhältnisse nicht spürt, der soll das Aufbäumen dagegen weiter als Gewalt, Chaos, Krawall bezeichnen, solange er uns mit Belehrungen über Demokratie verschont.

Günter Sare war 36 Jahre alt, Arbeiter, kein jugendlicher Heißsporn. Er hatte alles mitgemacht, APO, Häuserkampf internationale Solidarität Spontis, zuletzt Jugend- und Ausländerarbeit. Die Grünen hat er ausgelassen, Sessel-Karrieren waren nicht sein Ding. Seine früheren Sponti-Freunde drücken es so aus daß er politisch gescheitert war. So wie die Dinge liegen muß man das als großes Kompliment verstehen.

D.z.W.

TAUSENDSASSA

In Frankfurt kämpft Günther Rühle um die Aufführung von Müll, Stadt und Tod. In Stuttgart, wo Heyme und Peymann sich manche Zahnfüllung ausgebissen haben, will Ivan Nagel konsequent Zeitgenössisches spielen: »Man braucht nur an das Dionysos-Theater in Athen ader das Globe-Theatre in London zu denken. Sie kamen ohne Klassiker aus. Dem verdanken wir Euripides wie Shakespeare.« In Hamburg macht Peter Zadek das nobelste unter den bundesdeutschen Schauspiel-Ghettos auf.

Achja: auch West-Berlin hat einen neuen Generalintendanten, den fleißigsten von allen. Acht Premieren hat er schon im September rausgelassen und verpatzt, was zu verpatzen war. Der Außenseiter Heribert Sasse hat sich bis heute von dem Schock seiner Ernennung nicht erholt. Wie Kohl den Kanzler gibt er seinen Intendanten. Eitel Freude regiert. Sasse singt im Nestroy: »Ich qualifiziere mich zu allem.«

Sasse macht Theater. In einem Gespräch mit der von ihm herausgegebenen Theaterzeitschrift *Proszenium* plaudert er aus der Wiener Schule, will mit neunzehn Jahren seinem Lehrer Otta Schenk erklärt hoben »Schauspieler und Regisseur möcht ich schon werden – das ist der Mutterboden, aber eigentlich möchte ich irgendwann selbst ein Theater leiten. Das hat bestimmt auch – ich bin da ganz offen – mit dem Verlangen nach Macht zu tun. Mit der Macht kann man ja nicht nur Unfug treiben: sie erlaubt auch Großzügigkeit.« Ein feiner Zug. Wenn nur die Großzügigkeit der Macht im Geschäft mit der Realität nicht leidet.

Der Spielplan orientiert zurück auf die fünfziger Jahre als Boleslaw Barlog wie ein Adenauer der Berliner Staatsbühnen Aufbauarbeit leistete . Barlog, der heute mit Tournee-Theater durch die Lande zieht, gilt Sasse als Vaterfigur. Als ob's ein Selbstbedienungsladen wäre, wird er Barlog zum achtzigsten Geburtstag eine Inszenierung an den Staatsbühnen »schenken«.

Das Theater erinnert an eine andere Berliner Spitze, den angeschlagenen SFB-Intendanten Lothar Loewe. Beide wurden von den regierenden Christdemokraten als Männer der Praxis auf den Stuhl gehoben, beide gebärden sich selbstherrlich und beweisen ihre eingeschränkte Kompetenz. Das Publikum folgt dem neuen Führungsstil: gelangweilt und geduldig wird der Skandal in Permanenz ausgesessen. Wecke sich da, wer kann (das Theater)

M.S.

RITTER ROCARD

Gegenfrage: Wenige Tage nachdem die französische Regierung mit verschämter Trotzigkeit zugegeben hatte, daß ihrem Geheimdienst da unten ein kleines Malheur passiert war, wurden in Bayonne auf offener Straße vier baskische Separatisten erschossen. Wer es war? Die Frage greift zu weit, wo doch gerade bekannt ist, daß da etwas war, was die französische Regierung aus solchen Dingen zu machen pflegt: eine Bagatelle mit tödlichem Ausgang. Auch der kleine Unfall mit den mittelständischen Survivalisten im Regenbogentrikot – einer Mischung aus der Frömmigkeit der Friedenstaube, aus Heiner Geißler in der Steilwand eines Schlotes, aus Rüdiger Nehberg auf dem Rücken von Krokodilen und der lebensbejahenden Dynamik einer Jeep-Reklame, aber 4 WD, bitte – hat die französischen Sozialisten nicht aus dem sozialdemokratischen Trott gebracht, den sie sich seit ihrem großen Wahlsieg 1981 anerzogen haben mit Beharrlichkeit und dem einen und einzigen Ziel: auch nach den Wahlen im Frühjahr 1986 mehr als nur einen Zipfel der Staatsmacht in der Hand zu halten. Die Chancen stehen nicht so schlecht, wie es sich jene bundesdeutsche Linke erhofft, die sich dem Motto »Den Sozialismus in einem fremden Land aufbauen« mit Herz und Hand und ohne Verstand verschrieben hat. Klar: die französischen Sozialisten nennen sich blaß so; klar auch: sie haben nichts unversucht gelassen, die Härten des real existierenden Kapitalismus in ihrem eigenen Lande zu mildern und zugleich mit dem Schlagwort von der »Modernisierung« zu polieren; klar weiterhin: sie hatten die Linksunion mit den Kommunisten schon längst gesprengt, ehe dann die Kommunisten dieses Bündnis verließen zu einem Zeitpunkt, da sie in der Umarmung zu ersticken drohten. Da war es schon zu spät. Da haute man den Kommunisten zum Abschied noch den Vorwurf um die Ohren, ihr Rassismus sei auch nicht ohne und plazierte sie so frech in die Nähe der rechtsradikalen Front National Le Pens. Mit Absicht und mit Erfolg. Denn früh hatten die Sozialisten begriffen, daß sie ihr Versprechen, den Franzosen ein neues Wahlsystem zu verpassen, zu ihrem eigenen Nutzen nur würden durchziehen können, wenn sie den ehemaligen Koalitionspartner KPF isolierten und sich zugleich koalitionsfähig machten mit den Gruppierungen um Giscard d'Estaing, Raymond Barre und Jacques Chirac, die ihrerseits auf jedwede Unterstützung durch Le Pen verzichten müßten, sollten, könnten, vielleicht ein bißchen jedenfalls...

Die Sozialisten zappeln. Nicht ohne Geschick. Hinter dem Präsidenten, der ja auch ihrer Partei angehören soll, haben sie eine Vierer-Phalanx aufgebaut, mit der sie Mitterrand ebenso verabschieden werden wie ihre eigene Geschichte: Lionel Jospin, Generalsekretär und Macher, Laurent Fabius, Ministerpräsident und Technokrat, Jean-Pierre Chevènement, Erziehungsminister und Linksaußen der Form halber und schließlich – Joker und Überraschungsei der Inszenierung – Michel Rocard, einst Gegenkandidat Mitterrands, einst Landwirtschaftsminister und jetzt Retter in sozialistischer Not Rocard ist nach einer Meinungsumfrage des »NouvelObservateur«derjenige Sozialist, der am wenigsten das verkörpert, was sich die Befragten unter »Sozialismus« vorstellen.

Mehr noch: Rocard bescheinigt man die beste politische Zukunft, die besten staatsmännischen Qualitäten und vor allem: der beste Repräsentant eines »modernen Sozialismus« zu sein, der sich des ideologischen Ballastes entledigt und mit Begeisterung der freien Marktwirtschaft in die Arme wirft. Rocard ist die Inkarnation der Mitte-Rechts-Regierung, die die Sozialisten nach den Wahlen anstreben und in der sie so tun wollen, als seien sie das linke Korrektiv. Rocard ist Garant für die Möglichkeit einer solchen Regierungskoalition und zugleich Vollstrecker einer Partei die sich 26 Jahre danach ihr Bad Godesberg bewilligt hat. Brandt hoben sie schon hinter sich. Sie fangen gleich mit Schmidt an und Rau lungert sicher auch schon irgendwo herum.

Ein Regenbogen-Survivalist von der »Rainbow Warrior«, nach dem politischen Sinn ihrer Aktion befragt, gestand ein »Es wird beispielsweise argumentiert, wir sollten wieder mal etwas gegen eine Linksregierung unternehmen damit wir auch von den Rechten anerkannt werden.«

So kann man sich irren.

B.S.

Konkret 11/85, S. 18

Günter Wallraff

Im letzte Dreck

Ali Sigirlioglu war da. In der Rolle eines türkischen Gastarbeiters erlebte Günter Wallraff die Unterwelt der Menschenhändler, der feinen Konzerne und schmutzigen Methoden. Wallraffs authentischer Bericht gibt das Politikergeschwätz von den »ausländischen Mitbürgern« der Lächerlichkeit preis.*

Treffpunkt um 5 Uhr früh an der Autobahnabfahrt Oberhausen-Buschhausen, auf dem Stellplatz der Firma Remmert. Auf dem grünen Firmenschild steht »Dienstleistungen«. Remmert beseitigt Schmutz jeder Art: Fein- und Grobstaub, Giftschlamm und Giftmüll, stinkende Öle und faulende Fette – bei Thyssen, Mannesmann, MAN und sonstwo.

Ein türkischer Arbeiter hatte mir erzählt, er sei vom Arbeitsamt an eine Firma Vogel vermittelt worden, von Vogel an die Firma Remmert vermietet und von Remmert an die August-Thyssen Hütte ausgeliehen worden. Thyssen hat seit 1974 rund 17.000 Stammarbeiter entlassen und füllt die Lücken nun mit Leiharbeitern. Allein in Duisburg arbeitet Thyssen mit 400 Arbeitsverleihern zusammen. Je nach Auftrag und Staub-, Schmutz- oder Gefahrenzulage zahlt die Hütte 50 bis 90 Mark pro Mann und Stunde – an den Leih-Herrn. Die – meist ausländischen – Arbeiter bekommen davon 5 bis 10 Mark pro Mann und Stunde ab.

Ein Vorarbeiter steht vor einem schrottreifen Kleinbus und hakt auf einer Liste Namen ab. »Neu?«, fragt er mich. »Ja.« – »Schon hier gearbeitet?« Ich weiß nicht, welche Antwort nützlich oder hinderlich für meine Einstellung sein könnte, darum zucke ich mit den Schultern. »Du nix verstehn?« »Nein«, sage ich. »Du gehn zu Kollega in Auto«, sagt er. So einfach erfolgt eine Einstellung in eines der modernsten Hüttenwerke Europas. Keine Papiere, nicht mal nach meinem Namen wird gefragt, auch meine Staatsbürgerschaft scheint vorerst keinen zu interessieren. Ein Unternehmen von Welt. Mir ist es nur recht so.

In der Karre sitzen neun Ausländer und zwei Deutsche zusammengequetscht. Die beiden Deutschen haben es sich auf dem einzigen fest montierten Sitz bequem gemacht. Die ausländischen Kollegen sitzen auf dem kalten, ölverschmierten Metallboden des Wagens. Ich setze mich zu ihnen, sie rücken zusammen. Auf türkisch spricht mich ein etwa 20jähriger an, ob ich Landsmann sei. Ich antworte auf deutsch, »türkische Staatsbürgerschaft« . Ich sei jedoch in Griechenland (Piräus) bei der griechischen Mutter aufgewachsen. »Mein Vater war Türk, ließ mein Mutter mit mir allein, als ich ein Jahr

war.«

Deshalb brauche ich auch so gut wie keine Türkisch-Kenntnisse zu haben. Das klingt plausibel und die Legende hält auch das gesamte kommende halbe Jahr meiner Arbeit bei Thyssen stand. Wenn ich nach dem Wohnort meiner Kindheit gefragt werde, kann ich von Piräus einiges erzählen. Ich war dort während der faschistischen Militärdiktatur 1974 zweieinhalb Monate inhaftiert. Einmal sollte ich in Verlegenheit kommen, als türkische Kollegen unbedingt von mir den Klang der griechischen Sprache hören wollten. Hier half mir die Verirrung meiner Schulzeit, als ich mich statt für Französisch für Altgriechisch entschied, noch heute kann ich Teile der Odyssee auswendig: »andra moi énepe mónsei...« (Nenne mir, Muse, den Mann, den listenreichen, der vielfach wurde verschlagen...).

Vollgepropft, scheppernd und schlingernd setzt sich der Bus in Bewegung. Eine Bank ist aus der Verankerung gerissen und in Kurven schleudert sie mehrfach gegen die ausländischen Kollegen am Boden. Dann fallen.welche übereinander. Die Heizung funktioniert nicht und die hintere Tür schließt nicht, sie ist mit Draht umwickelt. Die Geisterfahrt endet nach 15 Minuten erst einmal hinter Tor 20 bei Thyssen.

Ein Kolonnenschieber stellt mir eine Stempelkarte aus, ein Werkschutzmann von Thyssen einen Tagespassierschein. Er nimmt Anstoß an meinem Namen: »Das ist doch kein Name. Das ist eine Krankheit. Das kann doch kein Mensch schreiben.« Ich muß ihn mehrfach buchstabieren. S-i-gi-r-l-i-o-g-l-u. Er notiert ihn dennoch falsch »Sinnlokus« und setzt ihn an die Stelle des Vornamens. Aus meinem zweiten Vornamen Levent wird der Nachnahme gemacht. »Wie kann man nur so einen Namen haben!«

Als ich mich beim Stempeln etwas schwertue, bemerkt ein deutscher Thyssen-Arbeiter, der durch mich einige Sekunden aufgehalten wird: »Bei euch in Afrika stempelt man wohl auf dem Kopf!«

Der türkische Kollege Mehmet hilft mir und zeigt, wie man die Karte richtig herum reinsteckt. Ich spüre, wie die anderen ausländischen Kollegen die Bemerkung des Deutschen auch auf sich beziehen. Ich merke es an ihren beschämt-resignierten Blicken. Keiner wagt, etwas zu entgegnen. Ich werde noch oft erleben, wie sie auch schwerste Beleidigungen scheinbar überhören und wegstecken.

Wir werden weiter durch die Fabrikstadt gerüttelt und kurz darauf auf einem Container-Stellplatz abgeladen. Hier läßt man uns nun allmorgendlich im Freien bei klirrender Kälte, Regen oder Schnee stehen, bis der »Sheriff« im Mercedes erscheint, ein Oberaufseher, bullig und kräftig, der selbst jedoch keinen Finger rührt, sondern ausschließlich dazu da ist, »seine

Leute« einzuteilen, anzutreiben und zu kontrollieren. Zentel, Anfang bis Mitte 30, festangestellt bei Remmert, wird hin und wieder auf Vogel-Feste eingeladen und gilt als dessen V-Mann und Vertrauter.

Es ist jetzt kurz nach 6 Uhr früh. Neue Kollegen klettern aus weiteren Remmert-Wagen. Steifgefroren zittern wir im Freien. Der Container ist Aufbewahrungsort für die Werkzeuge, für Schubkarren, Schaufeln, Hacken, Preßluftgeräte und Absaugrohre, für uns bleibt da kein Platz.

Um uns herum ein Fauchen, Stöhnen und Zischen, ein an- und wieder abschwellendes Brüllen aus den umliegenden Fabrikhallen. Hier siehst du keinen richtigen Himmel, nur das rötliche Zucken der Wolken. Aus hohen Schloten fackelt ein bläuliches Licht. Eine Fabrikstadt aus Rauch und Ruß, weit in die umliegenden Wohnviertel übergreifend. In der Längsachse erstreckt sich das Werk über 20, in der Breite bis zu 8 Kilometer.

Es kommt Bewegung in unseren Haufen. Der Sheriff – in seinem khakifarbenem Dress einem Söldner ähnelnd – hat das Fenster seines Mercedes ein wenig heruntergekurbelt und ruft die Namen zum Zählappell auf. Er teilt die Arbeitskolonnen täglich neu ein. Vielleicht ist es Gedankenlosigkeit oder Willkür, vielleicht aber auch Kalkül. In einer Gruppe, wo keiner den anderen richtig kennt, ist solidarisches Handeln kaum möglich, herrschen eher Konkurrenz, Mißtrauen und Angst voreinander.

Wir werden an einem Förderturm abgesetzt und im Halbdunkel, mit Schippen, Hacken, Schubkarren und Preßluftbohrern, kraxeln wir etliche Etagen hoch, um unter Förderbändern übergelaufene und aneinandergepappte Erdmassen loszukloppen. Der Wind bläst bei mehr als 10 Grad minus durch und durch und wir legen von selbst ein Mordstempo vor, um von innen etwas aufzuwärmen. Nach einer Stunde verdrückt sich unser Kolonnenschieber, weil er mehr symbolisch mit anpackt und deshalb schneller durchfriert.

Dann erscheint der Vorarbeiter und befiehlt: »Alles runter, Werkzeuge mitnehmen, zack, zack . « Wieder in die alte Karre gekrochen, hocken wir zusammengepfercht und aneinandergekauert, werden wieder durch die Finsternis geschüttelt, die hier und da von fahlen Produktionsblitzen erhellt wird. Immer noch innerhalb des Fabrikgeländes, aber in einem ganz anderen Ortsteil, in Schwelgern, werden wir abgeladen, im Bereich der Koksmühle. Es geht mehrere Treppenabsätze in die Tiefe, das Licht sickert spärlicher, es wird immer düsterer und immer staubiger. Du meinst, es ist bereits jetzt ein wahnsinniger Staub, den man kaum aushalten kann. Aber es geht erst los.

Du bekommst ein Preßluftgebläse in die Hand gedrückt und mußt damit die fingerdick auf den Maschinen und in den Ritzen dazwischen liegenden Staubschichten aufwirbeln. Im Nu entsteht eine solche Staubkonzentration, daß du die Hand nicht mehr vor den Augen siehst. Du atmest den Staub nicht nur ein, du schluckst und frißt ihn. Es würgt dich. Jeder Atemzug ist eine Qual. Du versuchst zwischendurch die Luft anzuhalten, aber es gibt kein Entfliehen, weil du die Arbeit machen mußt. Der Vorarbeiter steht wie der Aufseher eines Sträflingskommandos am Treppenabsatz, wo ein wenig Frischluft reinzieht. Er sagt: »Beeilung! Dann seid ihr in zwei, drei Stunden fertig und dürft wieder an die frische Luft.«

Drei Stunden, das bedeutet über 3000 mal Luft holen, das bedeutet die Lunge vollpumpen mit dem Koksstaub. Es riecht zudem nach Koksgas, man wird leicht benommen. Als ich nach Atemschutzmasken frage, klärt Mehmet mich auf: »Bekommen wir keine, weil Arbeit dann nicht so schnell und Chef sagt, haben kein Geld für.« Selbst die Kollegen, die schon länger hier sind, zeigen Angst. Helmut, ein knapp 30jähriger Deutscher, der aussieht, als sei er bald fünfzig, erinnert sich: »Vor einem Jahr sind durch plötzlich auftretendes Gas im Hochofenbereich sechs Kollegen bei totgegangen. Statt 'runterzuklettern sind sie in Todespanik hoch, das Gas steigt mit hoch. Ein guter Kumpel von mir, der in der gleichen Kolonne arbeitete, ist nur dadurch davongekommen, weil er am Abend vorher gesoffen hatte und noch morgens so stramm war, daß er verpennte.« Während wir in Staubschwaden stehend den Staub vom Boden in Plastiksäcke schaufeln, stürzen Thyssenmonteure, die einige Meter unter uns arbeiten, an uns vorbei und laufen die Treppe hoch ins Freie. »Ihr seid bekloppt, in so'nem Dreck kann man doch nicht arbeiten«, ruft uns einer im Vorbeilaufen zu. Und eine halbe Stunde später beehrt uns ein Sicherheitsbeauftragter der Thyssenhütte mit seinem Besuch. Im Vorbeihasten und während er sich die Nase zuhält, teilt er uns mit: »Die Kollegen haben sich beschwert, daß sie in dem Dreck, den ihr macht, nicht mehr arbeiten können. Macht gefälligst mal schnell, daß ihr damit fertig werdet.« Und schon ist er wieder weg. Die Arbeit dauert bis Schichtschluß. Die letzte Stunde heißt's die schweren Staubsäcke auf dem Rücken die eiserne Treppe hoch ins Freie schleppen und in einen Container schmeißen. Trotz der schweren Last empfinde ich es wie eine Erlösung, oben kurz »frische Luft« schnappen zu können.

In einer 15-minütigen Pause setzen wir uns auf die Eisentreppe, wo etwas weniger Staub ist. Die türkischen Kollegen bestehen darauf, daß ich von ihren Broten mitesse, als sie sehen, daß ich nichts dabei habe. Nedim, der älteste von ihnen, gießt mir aus seiner Thermoskanne warmen Tee ein. Sie geben untereinander von ihrem Wenigen ab und gehen insgesamt miteinander sanft und freundlich um, wie ich es bei deutschen Arbeitern selten erlebt habe.

Es fällt auf, daß sie während der Pause meist getrennt von den deutschen Kollegen sitzen und nur selten türkisch miteinander reden. Meist verhackstücken sie sich in sehr schlechtem Deutsch oder sie schweigen, während die deutschen Kollegen das große Wort führen. Nedim klärt mich später einmal über den Grund auf: »Die Deutschen meinen, wir reden

schlecht über sie. Und ein paar meinen, wir werden zu stark, wenn wir türkisch zusammen reden. Sie wollen alles mitkriegen, damit sie uns besser kommandieren können.«

Ich erlebte es später selbst, als Alfred, ein Wortführer der Deutschen, einmal wutentbrannt dazwischenfährt, als die türkischen Kollegen in der Pause miteinander türkisch redeten: »Sprecht gefälligst Deutsch, wenn ihr was zu sagen habt. In Deutschland wird immer noch anständiges Deutsch gesprochen. Eure Arschsprache könnt ihr noch lange genug bei euch am Arsch der Welt sprechen, wenn ihr hoffentlich bald wieder zu Hause seid.«

Am nächsten Tag Arbeit in zehn Meter Höhe im Freien bei 17 Grad Kälte. Überall Totenkopfschilder mit der Aufschrift: »Unbefugten Zutritt nicht gestattet!« – »VORSICHT GASGEFAHR« Und an einigen Stellen: »ATEMSCHUTZGERÄT TRAGEN!«

Keiner hat uns über die Gefahren aufgeklärt und »Schutzgerät« gibt's auch nicht. Und ob wir zu den »Befugten« oder »Unbefugten« gehören, wissen wir selber nicht.

Unser Stoßtrupp hat auf Metallbühnen halbgefrorene Matschberge loszuhacken und wegzuschaufeln, die aus mächtigen Rohren herausgequollen sind. Ein eisiger Wind pfeift hier oben, die Ohren frieren einem fast ab und die Finger sind steif unter den Arbeitshandschuhen. Kein Thyssenarbeiter braucht bei diesen Temperaturen im Freien zu schuften, in der gesamten Bauindustrie gibt's Schlechtwettergeld. Wir müssen ran. Mit großen Hacken rücken wir erstmal den äußeren Verkrustungen zu Leibe, es springen einem ständig kleinere Stücke ins Gesicht. Eigentlich brauchte man eine Schutzbrille, aber da wagt schon keiner mehr nach zu fragen. Aus dem Dreck steigen beißende Rauchschwaden, die einem manchmal die Sicht nehmen. Mit Schubkarren befördern wir die Matsche zu Fallrohren. Ständig verbiegen sich unter der Last die Schippen, und selbst die Schubkarren und müssen wieder geradegekloppt werden

Diesmal braucht's den Aufpasser nicht, der sich in irgendeine Kantine verpißt hat. Wir werden von selbst zu Höchstleistungen angetrieben, weil bei der kleinsten Pause die Kälte unerträglich wird. Hin und wieder stiehlt sich schon mal einer weg von uns und stürzt sich in einen kleinen Maschinenraum rein. Dort tost und donnert es wie im Innern der Niagarafälle, aber die Maschinen sind warm. Da pressen wir uns gegen die Maschinen und umarmen sie regelrecht, um etwas Wärme mitzukriegen. Es ist nicht ganz ungefährlich, weil da gleichzeitig eine Pleuelstange rotiert. Man muß schon aufpassen, daß einem nicht ein Finger abgerissen wird. Als ich an das falsche Blech fasse, gibt's ein grauenhaftes Krachen und Kreischen und Funken stieben, als ob da im nächsten Augenblick alles auseinanderfliegt.

Dann wieder die Arbeit draußen, zitternd und blaugelaufen. Jussuf, ein tunesischer Kollege, bringt es nach sechsstündiger Arbeit auf den Punkt. Er sagt: »Kalte Hölle hier«. Und: »Auf Sklaven früher hat man mehr Rücksicht genommen. Sie waren noch was wert und man wollte ihre Arbeit möglichst lang haben. Bei uns egal, wie schnell kaputt. Genug Neue da und warten, daß Arbeit kriegen.«

Zwischendurch kommt ein Sicherheitsingenieur von Thyssen vorbei und fuchtelt mit einem Kasten an den Rohren herum. Er klopft dran herum, murmelt »kann überhaupt nicht sein« und schaut erschreckt zu uns hin. Ich sprech' ihn an: »Was is für komisch Kasten? Was is da drin?« – »Damit meß ich Gas«, erklärt er und: »Habt ihr etwa kein Meßgerät hier. Dann dürft ihr eigentlich hier nicht arbeiten.« – Er erklärt, wenn der Zeiger über eine bestimmte Markierung hinausschlägt, sei höchste Gefahr und wir müßten den Bereich sofort verlassen, da man sonst sehr schnell ohnmächtig werden könne. Der Zeiger weist jedoch die ganze Zeit knapp über die Markierung hinaus.

Als ich ihn darauf hinweise, beruhigt er mich: »Das kann überhaupt nicht sein. Das Gerät ist defekt. Ich hol' ein neues.« Es dauert eine halbe Stunde, bis er zurück ist, und der Zeiger auf dem neuen Meßgerät schlägt wiederum bis knapp oberhalb der Markierung an. Ungehalten klopft er am Gerät herum und versucht mich zu beruhigen: »Das gibt's doch nicht. Das Scheißding tut's auch wieder nicht.« – Als ich ihn zweifelnd anschaue: »Selbst wenn es korrekt anzeigt, wäre es bei diesem Wert noch kein Grund zur Panik. Außerdem bläst der Wind das Gas ja weg.« Und er zieht mit seinem Zauberkasten wieder von dannen.

Das Tragen von Sicherheitsschuhen mit Stahlkappe vorne ist Vorschrift bei Thyssen. Ebenso das Tragen von Schutzhelmen. Nach den gesetzlichen Bestimmungen müßte uns Vogel diese Sachen stellen, ebenfalls Arbeitshandschuhe. Vogel spart jedoch auch hier. Er betrügt im großen wie im kleinen. »Kleinvieh gibt auch Mist«, ist eine seiner Devisen.

Wenn »Leute« rar sind, drücken die Vorarbeiter und Thyssenmeister ein Auge zu und lassen Neue von Vogel auch schon mal in Turnschuhen arbeiten, obwohl bei unserer Arbeit ständig Gefahren drohen, zum Beispiel durch herunterfallende Teile, umkippende überladene Schubkarren, Hubwagen oder vorbeifahrende Gabelstapler. Ich habe bis zuletzt keine ordnungsgemäßen Arbeitsschuhe mit Stahlkappen getragen, etliche andere Kollegen ebenfalls. Ich habe Glück gehabt, daß nichts passiert ist.

Die Arbeitshandschuhe suchen wir uns in Abfalleimern oder Müllcontainern zusammen. Meist ölverschmierte oder eingerissene von Thyssenarbeitern, die sie weggeschmissen haben, nachdem die Hütte ihnen neue gegeben hat. Die Schutzhelme müssen wir uns kaufen oder man hat das Glück, mal einen stark ramponierten, weggeworfenen zu finden. Die Köpfe der deutschen Kollegen werden schützenswerter als die der Ausländer eingeschätzt.

Zweimal riß mir Vorarbeiter Zentel meinen Helm vom Kopf, um ihn deutschen Kollegen zu geben, die ihren vergessen hatten. Als ich beim ersten Mal protestierte: »Moment, hab ich gekauft, gehört mir«, wies mich Zentel in die Schranken: »Dir gehört hier garnichts, höchstens ein feuchter Dreck. Du kannst ihn Dir nach der Schicht wiedergeben lassen.«

Da wirst du ruckzuck enteignet, ohne gefragt zu werden. Beim zweiten Mal wurde ich mit einem neuen Deutschen eingeteilt, der seinen Helm kostenlos von Remmert gestellt bekommt, aber im Augenblick noch ohne Helm arbeitete. Wieder sollte ich meinen Kopf für ihn hinhalten. Diesmal weigerte ich mich: »Is privat, gehört mir. Mach ich nich. Kann entlasse werd, wenn ich ohn Helm arbeit.« Darauf der Vorarbeiter: »Du ihm Helm geben. Sonst ich Dich entlassen. Und zwar auf der Stelle!«

Mindestens einmal pro Woche werden wir in die Oxygen-Anlage geschickt, um den sich dort ständig ablagernden Staub zu beseitigen. In 50 oder 57 Meter Höhe müssen wir in geschlossenen Räumen den Staub auf den Maschinen mit Luft hochwirbeln bis er sich absetzt und ihn dann zusammen mit einer dicken pulvrigen ca. I bis 3 Zentimeter hohen Staubschicht zusammenfegen und mit Schubkarren wegbefördern. Die Staubschwaden legen sich schwer auf die Bronchien und Lungen. Es ist viel Blei in diesem Staub, der außerdem höchst schädliche Edelmetalle wie Mangan und Titan enthält und natürlich jede Menge feinen Eisenstaub.

Während unserer Arbeit warnen uns immer wieder Alarmsirenen und rote Warnlichter, den Bereich sofort zu verlassen. Zur Verstärkung blinken ständig noch Leucht-Schilder: »Bei Blasbetrieb den gesamten Bereich des blasenden Konverter sofort verlassen! Explosionsgefahr! Da Sauerstoffaustritt.« –

Wir müssen dennoch weiterarbeiten. Einem türkischen Kollegen, der es mit der Angst zu tun bekam und sich aus der Gefahrenzone entfernen wollte, wurde von einem Thyssen-Meister in aller Deutlichkeit klargemacht, daß er gefälligst weiter zu arbeiten habe. Wenn nicht, sei das Arbeitsverweigerung und er könne nach Hause gehen.

Ein Vorarbeiter erklärt uns später den Sinn der häufigen und regelmäßigen Warnungen aus seiner Sicht: »Dadurch, daß früher mal was passiert ist, ist die Hütte verpflichtet, dieses Alarm- und Warnsystem anzubringen. Wenn unter ungünstigen Umständen wieder mal was passieren sollte, ist Thyssen nicht verantwortlich. Ihr wurdet ja deutlich genug gewarnt, dort nicht zu arbeiten. «

Das heißt, die August-Thyssen-Hütte ist damit die Verantwortung los. Wenn was passiert, sind wir selber schuld. Die Warnung ist überdeutlich, also ist es unsere eigene Dummheit. Aber zu unserer Beruhigung sind in diesem Gefahrenbereich an verschiedenen Stellen Duschen installiert, unter die man sich stellen kann, wenn man Feuer gefangen hat. Und damit es auch Ausländer begreifen, die der deutschen Sprache nicht mächtig sind, ist auf Emaille-Schilder der Schattenriß eines Arbeiters abgebildet, an dem Flammen züngeln und der in voller Montur und mit Schutzhelm unter einer Dusche steht mit der Aufschrift »NOTBRAUSE«.

Vorarbeiter Zentel klärt uns auf, was Sache ist. Die Roheisenfähre, ein gigantisches Ungetüm, ist festgefahren. Die ganze Produktion steht still. Jede Minute ein Riesenverlust für die Hütte. Infolge der Blockierung ist auch noch ein Maschinenteil gebrochen, ein neues ist bereits herbeigeschafft und wird gerade montiert. Unsere Aufgabe soll es sein, uns in engste Staubkanäle zu quetschen und zu sehen, wie wir das Ding freikriegen. »Beeilt euch und klotzt 'ran«, sagt der Sheriff, »ihr dürft erst wieder 'raus, wenn die Anlage wieder läuft. Ich will, daß das bis spätestens 13 Uhr geregelt ist.«

Über wacklige Leitern turnen wir in nicht 'mal schulterbreite Spalten rein und versuchen, das festgepappte verkrustete Eisenerz mit Brecheisen, Vorschlaghämmern und Schippen freizuklopfen. Aber es löst sich so gut wie nichts. so hart ist die Verkrustung. Unser Kolonnenschieber Alfred treibt uns an und bekommt wahre Wutausbrüche, als er sieht, daß sich die Pampe nur bröckchenweise löst. »Ihr verfluchten Hottentotten, ihr Scheißkanaken, ihr Kümmeltürken und Knoblauchjuden«, umschreibt er alle ihm bekannten Nationalitäten auf einmal. »Euch kann man doch vergessen, euch sollte man alle an die Wand stellen und Genickschuß geben!«

Er tobt regelrecht, wird fast handgreiflich und schmeißt unserem neuen indischen Kollegen eine Brechstange an den Kopf, die den glücklicherweise nur streift. »Bleibt nächstens zu Hause«, brüllt er ihn an. »Ich geh ja auch nicht zu euch in die Türkei arbeiten«. – »Der Kolleg ist aus Indien«, versuch' ich ihn zu korrigieren.

Aber Alfred beharrt darauf: »Ich seh' jedem von weitem an, ob er aus Anatolien kommt. Und der hat den gleichen bescheuerten Ausdruck im Gesicht. Jedem seh' ich das an, ob er aus Anatolien kommt, wo sie's Licht mit dem Hammer ausmachen.«

Nach einer Stunde sinnloser Antreiberei und Schinderei durch Alfred, erscheint der Sheriff und überzeugt sich, daß es mit unserem primitiven Werkzeug nicht vorangehen kann. Er läßt Preßlufthämmer und -meißel heranschaffen und lange Kratzer, und unter der schlimmsten Staubentwicklung, die vorstellbar ist, müssen wir – ohne Masken – den ineinandergepappten Eisenstaub hochwirbeln. Unter ständigen Beschimpfungen und seitlich auf dem Boden liegend kriechen wir in dem Eingeweide der Maschine rum. Der Lärm der donnernden Preßluftgeräte dröhnt in den engen Stahlgängen besonders schmerzhaft in den Ohren.

So was wie Gehörschutz ist unbekannt. Die Augen brennen, und alle rotzen, husten und röcheln um die Wette. Es ist die Hölle. In solchen Situationen, erzählt mir später Mehmet, wünscht man sich, lieber Monate im Gefängnis zu sitzen, als das noch stundenlang ertragen zu müssen. In solchen Situationen denkt man sich die schlimmen Todesarten für Vogel aus und in solchen Situationen sind schon Entschlüsse gefaßt worden, alles auf eine Karte zu setzen, einen lohnenden Einbruch oder sogar einen Banküberfall zu begehen. Denn wer hier drinsteckt, hat nichts mehr zu verlieren, für ihn hat selbst das Gefängnis seine Schrecken verloren.

Die Knie sind – durch die Arbeitshose hindurch – blutig geschrammt und die Arbeitshandschuhe aufgerissen. Die Fähre kommt und kommt nicht frei. Es wird 13 Uhr, 14 Uhr, 15 Uhr. Wir müssen mit unseren schweren Geräten draufloshauen und alles schlucken. Zwischendurch erscheint ein höheres Tier von Thyssen, schimpft 'rum und erklärt, die nächste Schicht warte schon darauf, die Anlage wieder anfahren zu können, wir sollten gefälligst nicht so lahmarschig sein. Aber wir geben schon unser letztes, denn jeder von uns sehnt nichts mehr herbei, als hier möglichst bald wieder rauszukommen. »Ihr bleibt solange drin, bis die Anlage wieder läuft«, befiehlt der Vorarbeiter, »und wenn es 20 Stunden sind«.

Yüksel wagt es, den Thyssen-Gewaltigen wegen einer Staubmaske geradezu anzuflehen. Der antwortet ungerührt: »So was ham wer nicht. Ihr sollt – verdammt noch mal – fertig werden!«

Um 18.15 Uhr, nach 12 Stunden endet diese mörderische Schicht für uns. Im Wagen nicken die meisten bereits erschöpft ein, in unbequemen Haltungen auf den Werkzeugen sitzend.

Und wenn ich heute – sechs Monate später – nach einem Hustenanfall ausspucke, ist der Speichel immer noch ganz schwarz.

Viele Toiletten in der Thyssen-Fabrik sind mit Parolen und Phantasien beschmiert. Auch auf den Fabrikwänden sind häufig ausländerfeindliche Graffiti gesprüht und keiner sieht sich veranlaßt, sie zu entfernen. Nur ein paar typische Beispiele von hunderten: Scheißhausparole aus dem Oxygen I-Werk:

»Wenn Türken Esel in den Arsch ficken, ist er glücklich.«

»Scheiße am Stiel = Türke mit Holzbein.«

An die Kantine in der Nähe ist gesprüht:

»Türken 'raus. Deutschland bleibt deutsch!«

Zwanzig Meter weiter große Aufschrift: »Tod allen Türken!«

Oder in den Toiletten an der Kaltwalzstraße im Bereich der Verzinkung.

LIEBER 1000 RATTEN IM BETT, ALS EINEN TÜRKEN IM KELLER

HÄNGT ALLE TÜRKEN AUF UND ALLE DEUTSCHEN MÄDCHEN, DIE SICH MIT IHNEN ABGEBEN

SCHEISSTÜRKEN, KÖNNNEN NICHT HOCH GENUG HÄNGEN, ICH HASSE SIE ALL

TÜRKENSAU, ICH KNALL EUCH ALLE AB

ICH BIN FROH EIN DEUTSCHER ZU SEIN DEUTSCHLAND UNS DEUTSCHEN

LIEBER EIN SS-SCHWEIN, ALS EINE TÜRKENSAU SEIN

ES GAB NIE EINEN BESSEREN DEUTSCHEN ALS ADOLF HITLER.

LIEGT EIN TÜRKENSCHWEIN TOT IM KELLER, WAR DER DEUTSCHE WIEDER MAL SCHNELLER!

Während der Pause in einem der kilometerlangen düsteren und menschenleeren Gänge in der Sinteranlage 111 kommt ein Thyssen-Meister in Begleitung eines Vorarbeiters auf uns zu. Sie kontrollieren, was wir bisher an Matsch und Sinterstaub weggeräumt haben, denn mit an uns liegt es, ab wann die Anlage wieder anfahren kann.

Der jüngere Meister fühlt sich durch das orientalische Aussehen Jussufs angeregt, in Ferienerinnerungen zu schwelgen: »Bist Du aus Tunesien?« Jussuf bejaht. Meister: »Ein tolles Land. Da fahren wir wieder hin dieses Jahr – ich und meine Frau, in Urlaub. Da kannst du dich phantastisch erholen. Und alles viel billiger als hier.«

Jussuf lächelt ihn dankbar und freundlich an. Es passiert nicht häufig, daß sich ein deutscher Vorgesetzter herabläßt, mit einem Ausländer außerhalb der Arbeit zu reden, und auch noch positiv über dessen Heimatland. Jussuf erklärt, daß seine Eltern in der Nähe des Meeres ein Haus haben, nennt die Adresse und lädt den Meister ein, wenn »er demnächst in Tunesien ist, sie zu besuchen.« Der Meister geht auch sofort darauf ein: »Verlaß' dich drauf, ich komme. Du mußt mir nur ein paar Adressen besorgen. Du weißt schon, was ich meine. Bei euch gibt's doch tolle Frauen zum Ficken. Das ist doch unheimlich da. Was kostet das im Moment bei euch?« Jussuf antwortet: »Weiß ich nicht.« »Für 20,- Mark kann man doch bei euch schon alles für kriegen?!«

Jussuf ist ganz offensichtlich in seinem Stolz verletzt und antwortet: »Hab' ich keine Ahnung.« Der Meister ist immer noch in seinem Element und läßt nicht locker. (Während er seinen Daumen durch Zeige- und Mittelfinger steckt): »Hör mal, das sind doch ganz scharfe Frauen da bei euch. So richtige Wildkatzen. Wenn man denen erst mal den Schleier 'runterreißt, dann sind die doch echt geil. Hast Du denn keine Schwester? Oder ist die noch zu jung? Bei euch muß man ja immer gleich heiraten.« Der Vorarbeiter nimmt's zum Anlaß, sich bei uns niederzulassen, um ebenfalls in Urlaubsstimmung und ins Schwärmen zu geraten. Er räkelt sich. »Jetzt im Süden sein. Keine Arbeit. Immer Sonne. Und Frauen, Frauen.« Zu mir gewandt: »Hab' ich recht? Bei euch in Anatolien kann man doch schon für eine Ziege eine Frau kaufen.« Als ich unbeteiligt in eine andere Richtung schaue, fordert er mich: »Stimmt's etwa nicht? Wie bist Du denn an Deine Alte geraten?«

»Die Deutsche meine immer, könn alles kauf«, antwortet Ali. »Aber die schönst' Sache auf der Welt kriegs nicht für Geld. Darum die Deutsch' auch so arm, trotz ihr viel Geld.« Der Vorarbeiter fühlt sich angegriffen und zahlt's Ali heim: »Eure anatolischen Haremsdamen, die möcht ich nicht geschenkt haben. Die sind doch dreckig, die stinken. Die muß man erst einmal gründlich abschrubben. Und wenn man die erstmal ausgezogen hat, den ganzen Plunder 'runter, dann ist man doch schon wieder schlapp.«

Jussuf nimmt mich anschließend zur Seite und sagt: »Is nicht gut, daß wir deutsch gelernt und verstehen. Immer viel Ärger. Besser so tun, als ob wir nich verstehn.« – Er erzählt von jüngeren tunesischen Kollegen, die aufgrund ähnlicher Erfahrungen und Demütigungen die deutsche Sprache ganz bewußt nicht weiter erlernen und »egal, was Meister sagt, immer 'ja Meister' sagen.«

---

* Der Beitrag entstammt dem Manuskript zu Günter Wallraffs Buch »Ganz unten«. Es wurde von der Redaktion gekürzt

Konkret 11/85, S. 24

Carl L. Guggomos

Enteignet deutsche Bank Axel Caesar tot

Typisch: Axel Caesar Springer war noch nicht beerdigt, da gibt es eine neue Forderung: Enteignet die Deutsche Bank. Dagegen hatte er gekämpft. Und jetzt das. Bundestagsabgeordnete sollen eine Milliarde suchen.

Spät, aber immerhin, und dazu noch unerwartet, wurde nach fast zwanzigjähriger Laufzeit eine zentrale Forderung der westdeutschen Linken eingelöst: Enteignet Springer! Fatalerweise freilich besorgte er das Geschäft selbst. Und kurioserweise lieferte er kurz vor seinem Ableben noch ein Lehrstück nach Maß für linke Enteignungs-Gegner, die enteignungsfreudige Genossen stets mit dem Hinweis bremsen, es käme heutzutage gar nicht mehr auf die Besitzverhältnisse, sondern allein auf die Verfügungsgewalt an.

Der 73jährige Axel Caesar Springer hat, mit einem Fuß bereits im Grub, sich fast drei Viertel seines Imperiums enteignet und für eine runde dreiviertel Milliarde Mark verscherbelt. Aber er wird, nun inzwischen pikanterweise an den Folgen einer Frischzellenkur verstorben, auch aus dem Grabe uneingeschränkt und hundertprozentig über das Imperium mit seinen zwanzig Zeitungen und Zeitschriften verfügen.

Für Leute mit klarem Kopf möchte solch vampiröses Verlangen unsinnig sein. Für den Mystiker und Metaphysiker Axel Caesar der allen Ernstes und gleichzeitig an den lieben Gott (im Himmel), den Satan (in Moskau), an Gestirne, Tierkreiszeichen und »seelische Exkursionen in die Bereiche des Überirdischen« (zu gut deutsch: Geisterbeschwörungen und Tischchenrücken) glaubte, wäre solche Tätigkeit aus dem Jenseits freilich normal. Aber da der Hochgläubige stets auch realistischer Geschäftemacher blieb, regelte er seine Verfügungsgewalt aus dem Jenseits durchaus diesseitig: mit Generalklauseln, Gesellschaftsverfassungen sowie börsentechnischen Kniffen im Weltmaßstab.

Zu seiner kopfreichen Familie und Nachkommenschaft hatte Axel Caesar nie das rechte Vertrauen sie könne insgesamt oder einer davon sein Imperium in seinem Sinne weiterführen: auch wenn es manchmal heißt, seine fünfte und letzte Ehefrau Friede habe den alternden Springer zuletzt so beeinflussen können wie Nancy Ronald von Washington. Die als geistige und politische Testamentsvollstrecker Springers ausersehenen Blaublütler Prinz Reuss und Freiherr von Sass mußten die Löffel freilich auch vor dem Konzernherrn abgeben: Der Prinz vor fünf Jahren, der Freiher, eher bekannt unter dem Namen Matthias Walden, im letzten Jahr.

Der Versuch, das Springer-Erbe insgesamt der Verlegerfamilie Burda zuzuschanzen, war am Einspruch des Bundeskartellamtes gescheitert.

Die dabei entstandene Konzentration hätte immerhin jedes zweite periodisch erscheinende bundesdeutsche Druckerzeugnis hergestellt, was selbst den einäugigen Monopolwächtern aufgefallen war. 24,9 Prozent, also nicht ganz das gefährliche Viertel, durfte Burda freilich von Springer kaufen – und tat es auch zur Jahreswende 1983/84. 26,1 Prozent der »Axel Springer Verlag AG Berlin« benannten Imperiums hält die Springer-Sippschaft über die neugegründete Axel Springer Gesellschaft für *Publizistik KG* Berlin, was satte 51 Prozent für die beiden Verlegerfamilien bedeuten. 49 Prozent wurden inzwischen »unter der Hand« im Auftrag Springers durch die Deutsche Bank verkauft. Die 100-DM-Aktien Springers wurden dabei für 335 DM das Stück an ein handverlesenes Publikum vertrieben. Nur jede fünfte Aktie ging an sogenannte »Kleinaktionäre«, der große Rest an bisher nicht genannte Konzerne. Wie aus Börsenkreisen in Berlin verlautete, sollen die Käufer sowohl Banken wie Versicherungen, Industrie- sowie Dienstleistungskonzerne sein. Die Aktien sollen zwar an den Börsen in Berlin, Düsseldorf, Hamburg, Frankfurt und München gehandelt werden, dürfen von den Besitzern aber nicht ohne Zustimmung aller anderen Gesellschafter verkauft werden (»Vinkulierte Namensaktiena von: vinculus, lateinisch »die Fessel«). Wieder mal auf gut Deutsch: Ohne Burda oder Springerfamilie kann keine Aktie den Besitzer wechseln.

Aber auch die jetzigen Besitzer haben nur die Aktien, nicht das Verfügungsrecht über das, was in der Aktiengesellschaft passiert. In der Gesellschaftersatzung der Axel Springer AG wurde vor der Verscherbelungsaktion das politische Credo von Axel Caesar praktisch ein für allemal (nur mit einer Kapitalmehrheit von 80 Prozent zu ändern) festgelegt. Danach müssen alle Publikationen der Aktiengesellschaft

»erstens unbedingt eintreten für die friedliche Wiederherstellung der deutschen Einheit in Freiheit, möglichst in einem vereinten Europa; zweitens die Aussöhnung von Deutschen und Juden herbeiführen, wozu auch die Unterstützung der Lebensrechte des israelischen Volkes gehört; drittens jegliche Art von politischem Totalitarismus ablehnen; und viertens die freie und soziale Marktwirtschaft verteidigen«.

Der »Bild«-Leser: Unzucht mit Abhängigen

Axel Caesar führt auch aus dem Grabe heraus die Hand aller im Konzern tätigen Journalisten weiter im Sinne seiner bei der Einweihung des Westberliner Verlagshauses an der Mauer am 6. Oktober 1966 gehaltenen Grundsatzrede: Der Konzernherr hatte damals verkündet es gäbe eine »verbindliche Linie« für die »vielen und unterschiedlichen Publikationen des Hauses«, und diese sei »staatsloyal« und »antikommunistisch«. Wie eng die Grenzen des Springer'schen Credo und seiner vier Grundsätze jeweils ausgelegt werden, ist Sache der Wach- und Kettenhunde des Verlegers gewesen, woran sich wohl nichts ändern dürfte. So bekam beispielsweise ein 'Welt'-Redakteur 1970 vom damaligen Chefredakteur Kremp nach einem freundlichen Artikel über den seinerzeitigen Bundespräsidenten Gustav Heinemann folgenden Rüffel überbracht: »Ich halte es nicht für erträglich, daß Sie in so eifriger Form gegen diese Richtung (der 'Welt'. clg) anschreiben. Wenn Sie der Ansicht sind, daß die Politik, die in der 'Welt' betrieben wird falsch ist, steht Ihnen jederzeit offen, die Konsequenzen zu ziehen«

Es war jene keine Abweichung duldende Gleichschaltung, die in zahlreichen Fällen in Haß- und Hetz-Kampagnen gegen anders als Springer Denkende kulminierte, die Ende der 60er Jahre die Forderung noch einer Enteignung oder doch Entflechtung des Springer-Konzerns, zuerst in Westberlin und dann in der ganzen Bundesrepublik, populär werden ließ. Sie hat ihr Ziel – wie wir eben gesehen haben – zwar auch jetzt nicht erreicht, jedoch in der bundesdeutschen Öffentlichkeit eine 'Springer-Sensibilität' geschaffen, die das Image des Konzerns doch stark ankratzte. Die wie Ende der 60er Jahre völlig ungebrochene Loyalität der Leser von Springer-Zeitungen zu ihrer Lektüre ist weithin nicht mehr vorhanden. Dies betrifft vor allem die Bild-Zeitung, aber auch das Westberliner Boulevardblatt »BZ«. Der Konzern hat (verschlossen gehaltene) Meinungsumfragen vorliegen, nach denen fast jeder zweite Leser von BILD (man rechnet, daß die täglich verkauften fünf Millionen Exemplare etwa 7,5 Millionen Leser haben) seiner Lektüre mehr oder minder distanziert gegenübersteht. Das Verhältnis vieler BILD-Leser zu ihrem Blatt ist das des Users zu seiner Droge: Das Zeug ist schädlich, dumm, verlogen; aber irgendwie bin ich dran gewohnt und benutze es.

Hofschranzen fürchten um Plätze

Die Springer AG produziert derzeit sieben Tageszeitungen mit einer Gesamtauflage von 8,4 Millionen Auflage (BILD, BZ, Hamburger Abendblatt, Die Welt, Berliner Morgenpost, Bergedorfer Zeitung, Elmshorner Nachrichten). Darüber hinaus gibt es eine 25prozentige Beteiligung an den »Lübecker Nachrichten«. Produziert werden ferner die zwei Sonntagszeitungen »BILD am Sonntag« und »Welt am Sonntag« (zusammen 2,6 Millionen Aufloge) sowie fünf Frauen- und Funkzeitschriften (BILD der Frau, HÖR ZU, Funkuhr, Bild der Woche, Journal für die Frau) mit einer wöchentlichen Auflage von fast neun Millionen Exemplare. Hinzu kommen über die »Top Special Verlag« in Hamburg sechs Monatsblätter für Hobby und Sport (Camp, Rallye Racing, Ski Magazin, Hobby, Tennis Magazin, Sportfahrer) mit über drei Millionen Exemplaren. Abgerundet werden die Publikationen durch den Ullstein-Modeverlag und die Buchproduktionen von Ullstein und Propyläen-Verlag sowie die Groschenroman-Reihen aus dem Springer zur Hälfte gehörenden Cora-Verlag (Love Affair, Malke, Tiffany, Julia, Romana, Baccara, Natalie, Bianca Deniae).

Insider der Branche erwarten, daß zwar Springers Geist aus dem Grab weiter wacht daß aber die Vertreter der reinen Lehre künftig anders gestylt auftreten werden. Die dreistesten und tumbsten Reaktionäre (Gerhard Storke, Fritz Dettmann von Studnitz, Wicks, Georg Schröder, Hans-Joochim Kausch, Dr. Hans Pentzlin, Winfried Martini, Walte Görlitz, Wilhelm Meidinger) sind entweder bereits in Walhalla eingegangen, pensioniert oder pensionsreif. Für viele Gift-und-Galle-Produzenten der Nachkriegszeit hat die Pensionsstunde bereits geschlagen, etwa für Kremp Sikerski, Hertz-Eichenrode oder wird sie bald schlagen. Einige Turbulenzen im Hochhaus an der Mauer und in Hamburg dürften anstehen – nicht einer politischen Kursänderung wegen, sondern der Eliminierung des kostspieligen 'Hofstaates' mit dem sich Axel Caesar in den letzten Jahren umgeben hat: zahlreichen grauen Eminenzen aus seiner Bekanntschaft, der Bekannt- oder Verwandtschaft seiner diversen Frauen sowie aus dem hanseatischen Außenalster-Adel, dem Springer, was ihn manchmal schlauchte, nur kraft Kapital angehörte.

Kapitaladel mischt nun mit

Im alten Aufsichtsrat der Springer Verlog AG soll es meist zugegangen sein wie bei Kranzler-Kränzchen mit Kaffee und Kuchen. Bisher saß dort Axel Caesar als »Ehrenvorsitzender« (I) zusammen mit seiner letzten Frau, der Gärtnerstochter Friede aus Wyck auf Föhr, den beiden Burdas (Hubert und Frieder) aus Offenburg sowie dem Rechstanwalt Servatius aus Hamburg, eine Art Beichtvater Springers (Servatius ist zwar nicht geweiht, aber maßgebend in der katholischen Laienbewegung der Bundesrepublik tätig). Hochkarätiges aus dem bundesdeutschen Kapitaladel ist nun hinzugekommen: Die Deutsche Bank entsandte einen ihrer beiden Vorstandssprecher, Dr. Wilhelms Christian in das Gremium, was dafür spricht, daß die Deutsche Bank starke Interessen hat und möglicherweise ein hübsches Depot Springer-Aktien verwaltet. Der Westberliner Chemie-Konzern Schering delegierte Horst Kramp in den Aufsichtsrat – der zugleich Präsident der

Industrie- und Handelskammer zu Berlin ist. Der Otto-Versand schickte seinen Chef, Dr. Michael Otto, und auch Mercedes Daimler-Benz ist mit Dr. Johannes Semler, einem Vorstandsmitglied der Automobil-Holding, dabei. Da die Unternehmen, die Aufsichtsräte entsandten, kurioserweise unisono, erklären ließen, sie hätten »keine Aktien der Springer Verlag AG erworben«, fragt sich, wen sie vertreten. Sicher nicht Lieschen Müller und Hänschen Meier aus Kreti und Pleti.

Wie bei Flick: eine Milliarde

Bundesdeutsche Parlamentarier der rot-grünen Flanke des Hohen Hauses seien an dieser Stelle auf die liquide Markmasse von 700 bis 800 Millionen hingewiesen, die die Springer-Familie aus dem Verkauf ihrer Anteile an Burda und »unbekannt« verbucht hat. Daß die Springers in Dollar oder Yen tauschen und an der Geldbörse spekulieren, kann ausgeschlossen werden, ebenso daß sie die Fast-Milliarde für sechs Prozent als Festgeld in Frankfurt oder Tokio (6,5%) anlegen. Das würde nämlich allemal den Spitzensteuersatz kosten. Also wird Springers Familie (in der Axel Springer GmbH versammelt) sich eine Kapitalverwertung aussuchen, die vom Bundesfinanz- und vom Bundeswirtschaftsministerium als national würdigenswert und somit steuerfrei deklariert wird. Es vagabundiert also skandalträchtig zwar nicht eine Milliarde wie einst von Flick, aber fast eine Milliarde.

Na denn!

Konkret 11/85, S. 30

Harald Irnberger

»Bei uns wird es losgehen, wenn die Leute lieber durch eine Kugel als vor Hunger sterben«

Honduras ist arm dran. Eine Zukunft hat das Land nur als Militärbasis der USA. Ende November sollen hier Wahlen stattfinden. Wie sie auch ausgehen mögen, sie werden nichts verändern. Das Militär hat das Sagen und die Bevölkerung nichts zu melden. Eindrücke aus einem besetzen Land.

Tegucigalpa, die Hauptstadt von Honduras, wird von seinem Fußballstadion dominiert. Auf einer Anhöhe, knapp außerhalb des Stadtzentrums gelegen, ist es betongraues Wahrzeichen und Orientierungspunkt für den Fremden. Als hier im Jahr 1969 die Mannschaft von Honduras jener El Salvadors eine Niederlage zufügte, nahmen die in San Salvador herrschenden Militärs alte Grenzstreitigkeiten zum Anlaß für eine militärische Invasion im Nachbarland. Der »Fußballkrieg« war ausgebrochen.

Heute bilden US-amerikanische Militärs auf dem Territorium von Honduras salvadorianische Soldaten für den Kampf gegen die Guerrilla in diesem Land aus. Auch.

Honduras wurde immer wieder von Militärjuntas regiert. Seit 1982 sitzt wieder ein Zivilist im Präsidentenpalast. Bevor er sein Amt antreten konnte, wurde eine Verfassungsänderung verkündet: Die Armee ist nicht mehr dem Oberbefehl der Regierung unterstellt. Ab und zu erinnert die Armee daran.

An nahezu allen Hauswänden Tegucigalpas hängen Plakate mit den Konterfeis der insgesamt zehn Kandidaten für die Präsidentschaftswahl, die am 24. November 1985 stattfinden soll.

Im gegenwärtigen Budget des Staates Honduras sind 32,9 Prozent der Ausgaben für das Militär vorgesehen, drei Prozent für das Gesundheits- und 3,3 Prozent für das Erziehungswesen. 45 Prozent der erwachsenen Bevölkerung sind arbeitslos, 29 Prozent unterbeschäftigt.

In den Straßen der Stadt begegnen uns immer wieder – zumeist zu zweit auftretende – Herren aus den USA: massige Gestalten in frischgebügelten Hemden und großkarierten Hosen, die optimistisch-zielstrebig ausschreiten.

*

In Honduras gibt es zwar 41 Prozent Analphabeten. Trotzdem wird hier so manches geschrieben. In der Verfassung des Staates steht beispielsweise, daß keinerlei ausländische Militärbasen auf dem Territorium des Landes erreichtet werden dürfen.

Auf der Titelseite der Tageszeitung »tiempo« standen am 17. Juli 1985 folgende beiden Schlagzeilen direkt untereinander: »No existen bases norteamericanas en Honduras aseguran Fuerzas Armadas.« (Die Bewaffneten Streitkräfte versichern, daß es in Honduras keine nordamerikanischen Basen gibt). Und: »Asume nuevo jefe de Tropas Estadounidenses en Palmerola« (Neuer Chef der US-Truppen in Palmerola ernannt): »Die Kommandoübergabe fand im Rahmen eines Festaktes statt, zu dem weitere hohe Militärs aus den USA, jedoch keine Vertreter von Honduras eingeladen waren.«

*

Palmerola liegt genau in der Mitte der Längsachse des gesamten amerikanischen Kontinents, etwa 100 Kilometer nordöstlich von Tegucigalpa im Tal von Comayagua. Eine neue breite Straße führt dort hin – vorbei an einer auf etwa halbem Weg errichteten großen Radaranlage.

Direkt neben dieser Straße liegt auch die Militärbasis von Palmerola, ein mehrere Quadratkilometer großes Areal.

Das Zentrum der Anlage bilden ein Flugsicherungsturm, betonierte Parkflächen für Transportfahrzeuge der Jumbo-Klasse C 5 und die beleuchtete Landepiste, von der in der »New York Times« vom 4. Juni 1985 berichtet wurde, daß sie mit ihren 8000 Feets Länge für alle Maschinen (vom Transporter über Kampfflugzeuge bis zu Langstreckenbombern) geeignet sei, die bei der US Air Force in Verwendung stehen.

Die NYT meldete ferner die Existenz von getarnten Raketenstellungen auf dem Gelände der Basis von Palmerola, die 1983 zum Zwecke der Ausbildung hondurianischer Soldaten durch US-Militärs gegründet und im Februar 1985 zum Luftwaffenstützpunkt ausgebaut wurde.

Einige Kilometer weiter auf der anderen Seite der Durchgangsstraße liegt Comayagua. Die ehemalige Hauptstadt von Honduras ist eine Siedlung, in der es nur wenige asphaltierte Straßen gibt. Die Abwässer rinnen kreuz und quer über die meisten Wege. Am Hauptplatz gibt es die übliche Kathedrale, hier aber auch einen Hamburger-Schnellimbiß, eine Bankfiliale und viele kleine Bars.

Ein Wirt erzählt, die Amerikaner schickten vor allem italienischstämmige und puertoricanische Soldaten hierher, über deren Anwesenheit alle Bürger Comayaguas sehr erfreut seien.

Früher wäre nämlich in dieser Stadt überhaupt nichts gewesen und nun ginge es aufwärts. Am Wochenende kämen jetzt auch sehr viele Mädchen aus Tegucigalpa.

Es ist Samstagabend. In einer Seitengasse hält die Liberale Partei in einem mit rotweißroten Fahnen geschmückten Saal eine Versammlung ab. Aus ihren Reihen kommen gleich vier Kandidaten für die Präsidentschaftswahl.

Die Parteiorganisation von Comayagua unterstützt offenbar den Favoriten des gegenwärtigen Präsidenten Roberto Suazo Cordova, den Advokaten Oscar Mejia Arellana. »Er ist der Kandidat des Volkes«, sagen die LP-Funktionäre, die wir später in der Nacht dabei antreffen, wie sie junge Leute begleiten, die in den Farben rot-weiß-rot die Initialen ihres Mannes – OMA – auf die Straße malen.

»Mejia ist der Kandidat der Macht und des Geldes«, haben wir von Oppositionellen in Tegucigalpa gehört. Jedenfalls blickt im ganzen Land kein Kandidaten-Konterfei so häufig von den Wänden herab, wie jenes von OMA: mit dem gewissen Greisengrinsen, das wir von Ronald Reagan so gut kennen.

*

Etwa 70 Prozent vier Millionen Hondurianer leben auf dem Land. Ein Fünftel der Landbesitzer verfügt über vier Fünftel der Nutzflächen.

Anfang der Siebzigerjahre sah ein Reformprogramm der »Jungen Offiziere« die Verteilung von 600.000 Hektar Boden an 150.000 besitzlose Campesinos vor. 141.867 Hektar waren an 44.700 Familien verteilt, als 1975 diese Bodenreform eingestellt wurde. In diesem Jahr übernahm wieder einmal eine Offiziersjunta die Macht und ließ sich von Washington bestätigen, daß derartige Landverteilungen einen eindeutig kommunistischen Charakter haben.

Wir sind von Tegucigalpa aus in südwestlicher Richtung unterwegs zum Golf von Fonseca, in dem jene Tiger-Insel liegt, von der aus die USA mit modernster Elektronik den gesamten Flug- und Schiffverkehr der Region kontrollieren. Neben Honduras liegen auch El Salvador und Nicaragua an diesem Golf.

Zwischen der Durchgangsstraße und der Lagune, die der Pazifik hier bildet, stehen einige Dutzend Holz- und Lehmhütten. Wir sind in San Lorenzo angelangt, dem Zentrum der Region.

Die Nordamerikaner sind schon bis San Lorenzo vorgedrungen. Wenige hundert Meter südlich der Ortsausfahrt befindet sich ein weitläufiges Kasernenareal.

Der diensthabende Offizier, den die Wache herbeigerufen hat, bedauert, keinesfalls eine Besichtigung des Kasernengeländes gestatten dürfen.

Wir verlangen einen US-Offizier zu sprechen. Die seien jetzt alle nicht da, sagt der Hondurianer – und wann sie wieder kämen, könne er auch nicht sagen: »Die kommen und gehen, ohne sich anzukündigen.«

Laut den Erkenntnissen des nicaraguanischen Sicherheitsdienstes ist San Lorenzo die Basis für jene Green Berets aus den USA, die bei den Contras des Westabschnittes der Grenze zwischen Nicaragua und Honduras als Instruktoren tätig sind.

Einige Tage später kann man die Amis aus San Lorenzo unweit dieses Ortes in den Bergen von Yoro antreffen. 850 US-Soldaten beginnen dort gerade mit dem Bau einer Straße nach Jocon und ins Valle de Aguan – ein Unternehmen, das von dem hier kommandierenden Oberst Chinen als erste Phase des Manövers »Cabanas 85« erklärt wird. Der gesamte Aufwand werde von den USA finanziert und 200 Millionen Dollar kosten, berichtet der Oberst – einschließlich der neuen Straße, die auf eine fünfjährige Funktionstüchtigkeit angelegt sei.

*

Das Flüchtlingslager Los Guasimos liegt am Rande des Ortes Jacaleapa, etwa 80 Kilometer südöstlich von Tegucigalpa.

In Los Guasimos ist weit und breit kein hondurianischer Soldat zu sehen. Hier halten sich etwa 2.500 nicaraguanische Ladinos auf – etwa drei Viertel Bauern, die zumindest einen Teil ihrer Familie bei sich haben, und ein Viertel alleinstehende junge Männer, die fast alle angeben, Studenten gewesen und von der Armee desertiert zu sein.

Er hoffe, nicht mehr lange hier zu sein, sagt ein 23jähriger aus Jinotega, der erzählt, der Sohn eines Buchhalters und einer Lehrerin zu sein, selbst ebenfalls als Buchhalter gearbeitet und daneben studiert zu haben – bis er nach Managua zur Armee eingezogen wurde.

Weil er mehrmals unerlaubt nach Jinotega gefahren sei, habe er Probleme bekommen. Und als er wieder einmal am Wochenende dort war und ultimativ aufgefordert wurde, sich am Montag bei seiner Einheit in Managua einzufinden, sei er zusammen mit einem anderen Wehrpflichtigen abgehauen: jeder der beiden habe dem Bauern 25.000 Cordoba zahlen müssen, der sie über die Grenze brachte.

Dieses Geld habe er gespart gehabt, sagt der Bursche aus Jinotega: vor seiner Militärdienstzeit habe er im Monat 16.000 Cordoba verdient.

Andere Deserteure berichten von 45.000 Cordoba und mehr, die sie ihren Fluchthelfern gezahlt hätten. Das ist etwa das Jahreseinkommen eines nicaraguanischen Campesinos.

In einem Punkt stimmen die Berichte aller Deserteure überein: sie hätten wohl gewußt, daß man sich nach dem Grenzübertritt rasch den hondurianischen Behörden stellen müsse, um nicht für einen Spion gehalten oder von den Contras zwangsrekrutiert zu werden.

Doch was sie dann erwartete, wußte keiner: sie hatten alle geglaubt, in Honduras oder gar in Mexiko oder den USA gleich ihr Studium fortsetzen zu dürfen. Doch die Aufenthaltserlaubnis, die sie dann in Honduras tatsächlich bekommen haben, bezieht sich nur auf das Camp, dem diese Deserteure zugewiesen wurden.

Unlängst hat die »Vereinigung der in Honduras ansässigen nicaraguanischen Damen« eine Baseball-Ausrüstung gespendet. Jetzt haben die Jungen von Los Guasimos am Rande des Lagers einen Sportplatz angelegt – gleich neben dem Maisfeld, das die Campesinos des Camp bewirtschaften.

Auf diesem Sportplatz tauchen auch immer wieder Abgesandte der Contras auf, um die Deserteure anzuwerben.

Manch einer geht dann doch mit, um aus der Lager-Eintönigkeit herauszukommen, obwohl alle versichern, mit den Contras hätten sie eigentlich auch nichts am Hut.

*

Als die heute in Nicaragua regierenden 30- bis 40jährigen Sandinistencomandantes ihre Jugendjahre in den Gefängnissen Somozas oder in den Bergen bei der Guerilla verbrachten, waren die jetzt so um die 20 Jahre alten Deserteure noch Kinder.

»Ja, eine Diktatur sei damals in Nicaragua gewesen«, sagt einer von ihnen, aber ansonsten wäre das Leben zu dieser Zeit ganz normal verlaufen. Bei ihm zu Hause hätten sie immer genug zu essen gehabt.

Jetzt werde in Nicaragua alles Geld in die Rüstung und diese ganzen staatlichen Programme gesteckt, fügt ein anderer hinzu.

Ob er damit die Alphabetisierung, die neuen Krankenhäuser, die Landreform und dergleichen meint?

»Ja«, sagt er, »alles geht in den Staat«.

Warum so viel in die Rüstung fließe, fragen wir.

»Weil die Contras die Regierung angreifen.«

Eben, sagen wir.

Ein anderer weiß etwas: »Am Flughafen in Managua gibt es eine russische Radarstation!«

Woher er das weiß? Ob er die gesehen hat?

Kurze Stille. »Es kommt jetzt ja alles aus den sozialistischen Ländern«, sagt der mit der Radarstation dann.

Warum jetzt alles von dort komme?

Wie aus der Pistole geschossen antwortet der Student: »Weil die Amerikaner nichts mehr liefern, seit die Sandinisten an der Macht sind.«

Und warum liefern die den Sandinisten nichts?

»Weil die nicht mit den USA zusammenarbeiten.«

Zusammenarbeiten?

»Ja, sie tun nicht, was die Amerikaner sagen.«

Aha.

*

In Tegucigalpa gelingt es uns endlich, Kontakt zu Oppositionellen aufzunehmen. Es wird vereinbart, daß wir sie an der Rezeption unseres Hotels erwarten.

Exakt zum vereinbarten Zeitpunkt läutet dort das Telefon: wir sollen in zehn Minuten an einem bestimmten Ort auf einem belebten Platz im Zentrum sein.

Kaum sind wir dort, tritt aus dem dichten Passantengewühl eine Person auf uns zu. Ein fragender Blick. Wir nicken, werden gleich darauf umarmt wie alte Bekannte und spazieren dann kreuz und quer durch enge Gassen auf Umwegen zu einem Haus am Rande des Innenbezirks von Tegucigalpa, wo bereits eine kleine Gruppe wartet: berufstätige Menschen,

wie es sich herausstellt, die fest davon überzeugt sind, daß sie ihren Job verlieren würden, wenn ihre Ansichten in den falschen Kreisen bekannt würden.

Was diese Leute vor allem bewegt, ist die zunehmende Präsenz der USA in Honduras: »Zuerst haben sie die Probleme der Salvadorianer zu uns hereingeschleppt«, sagt jemand, »indem die Amerikaner in Honduras salvadorianische Truppen ausbilden und Honduras als Basis für ihre militärischen Einsatzflüge nach Salvador benützen. Nun mischen sie sich auch noch von unserem Territorium aus in Nicaragua ein, indem sie den Süden unseres Landes einfach für die Contras okkupiert haben. Sie errichten dort großzügige Siedlungen für die aus Nicaragua herausgelockten Miskitos – und entziehen gleichzeitig den hondurianischen Miskitos den Lebensraum. Sie stopfen den Contras die Dollars bündelweise hinein – mit dem Ergebnis, daß in manchen Gebieten von Honduras kein Einheimischer mehr eine Wohnung findet, weil hier niemand die Preise bezahlen kann, die die Contras bieten.«

Ein anderer Gesprächsteilnehmer wirft ein: »Die Chefs der Contras gehen hier mit den Dollars der US-Regierung ins Casino, verspielen jede Nacht ein Vermögen – und zwanzig Meter weiter suchen Einheimische auf den Müllhalden nach etwas Eßbarem, verhungern bei uns jeden Tag zwanzig Kinder, nimmt die Arbeitslosigkeit zu und wird von Honduras aus Schritt für Schritt ganz Zentralamerika vietnamisiert.«

Und was machen die hondurianischen Politiker, wollen wir wissen?

»Lügner, Korruptionisten, Idioten vom Schlage Reagans – und dazu ein paar idealistische Illusionisten, die noch immer glauben, daß man mitten in Elend, Unterentwicklung und Analphabetismus nach US-amerikanischem Muster Demokratie spielen kann«, kommt die Antwort: »Eine repräsentative Demokratie nach westlicher Art mag vielleicht in einem entwickelten Industriestaat funktionieren. Aber hier müssen vor allem die simpelsten Grundlagen für ein menschenwürdiges Leben geschaffen werden, bevor eine solche Demokratie mehr als eine Farce ist. Und das ist sie hier sowieso. Die Politiker dürfen Politik spielen, solange die Militärs das zulassen. Und die erhalten ihre Befehle aus der US-Botschaft.«

Trotzdem wollen wir wissen, welcher Ausgang bei den Wahlen am 24. November zu erwarten sei.

»Warten wir ab, ob diese Wahlen überhaupt stattfinden«, ist die Antwort.

*

Zum Abschied sagt ein zum Freund gewordener Oppositioneller: »Bei uns wird es losgehen, wenn die Leute lieber durch eine Kugel als vor Hunger sterben.«

Konkret 11/85, S. 34

Leo P. Ard

Kalte Amnestie

Erst wenn der Vorsitzende Richter, Dr. Paul, am 5. November im Saal 157 des Landgerichts Krefeld Platz nimmt und die Hauptverhandlung auch eröffnet, werden es auch die Skeptiker glauben müssen: 41 Jahre nach der Tat, 23 Jahre nach Aufnahme der Ermittlungen findet der Prozess gegen Wolfgang Otto, dringend verdächtigt der Beihilfe zum Mord an Ernst Thälmann, wirklich statt.

»Ist zu exekutieren«.

Mit krakeliger Schrift hatte Himmler die Anweisung des Führers dem Vermerk »Thälmann« auf seinem Notizzettel hinzugefügt.

Ansonsten beschäftigte sich die Besprechung in der »Wolfsschanze« an jenem 14. August 1944 mit dem Attentat der Offiziersgruppe um Stauffenberg. Es war nicht nur späte Rache für den Widerstand der Kommunisten, der die Nazi-Führung veranlaßte, den KPD-Vorsitzenden nach elf Jahren Gefängnishaft ermorden zu lassen. Die Rote Armee stand kurz vor der Weichsel, die Alliierten kurz vor Paris. Die Nazis räumten auf.

Vier Tage später, am 18. August 1944, beobachtete der polnische Häftling Marian Zgoda im KZ Buchenwald, wie »ein großer, breitschultriger Mann mit Glatze« von SS-Leuten ins Krematorium geführt wurde:

»Die Tür ging zu; im gleichen Augenblick fielen kurz hintereinander drei Schüsse. Dann war eine Minute Stille... dann fiel ein vierter Schuß. Etwa eine Viertelstunde später kamen der Stabsscharführer Otto und der Rapportführer Hofschulte aus dem Krematorium und gingen über den Hof zum Tor. Dabei kamen sie dicht an dem Schlackehaufen vorbei, hinter dem ich mich versteckt hatte... Da hörte ich, wie Otto den Hofschulte fragte, ob er wisse, wer das gewesen sei. Hofschulte sagte: 'Nee'. Da antwortete Otto: 'Das war der Kommunistenführer Thälmann'.«

Spätestens mit dieser Aussage, amtlich protokolliert im Jahre 1948, waren die Namen der SS-Leute bekannt, die an der Ermordung Thälmanns beteiligt waren. Aber es tat sich nichts.

Dem Ermittlungsrichter Pückert, der die Aussage Zgodas aufnahm, fehlte das erforderliche Engagement in der Sache. Kein Wunder. Pückert war bereits 1933 SA-Scharführer, ab 1937 NSDAP-Mitglied und bot laut einer Beurteilung die Gewähr dafür, »daß er jederzeit rückhaltlos für den nationalsozialistischen Staat eintritt«.

Dabei wäre es ganz einfach gewesen, an Otto heranzukommen. Der saß derweil im Kriegsverbrechergefängnis Landsberg, von einem US-amerikanischen Militärgericht wegen Teilnahme an Massengreueltaten im KZ Buchenwald zu 20 Jahren Haft bei schwerer Arbeit verurteilt.

Ein Brief von Wilhelm Pieck und Otto Grotewohl im Auftrag der SED an das US-Militärgericht, Otto ans Landgericht Weimar zu überstellen, wurde erst gar nicht beantwortet. Stattdessen wurde im November 1950 Ottos Strafe vom damaligen US-Oberkommandierenden in Europa, General Handy, erst auf zehn Jahre verkürzt, und im Mai '52 wurde er sogar vorzeitig aus Landsberg entlassen. Otto suchte sich am Niederrhein eine Wohnung, bewarb sich um die Aufnahme in den Schuldienst und wurde später Lehrer an der katholischen St. Michael Knabenschule in Geldern.

1962 war die Ruhe beinahe vorbei. DDR-Rechtsanwalt Kaul, beauftragt von der Frau Thälmanns, hatte den Aufenthaltsort Ottos ausfindig gemacht und Strafanzeige bei der Staatsanwaltschaft in Kleve erstattet. Dort ging man allerdings auch nicht gerade mit Enthusiasmus an die Bearbeitung. Erstens handelte es sich um eine Anzeige aus der sogenannten »Ostzone«, zweitens ging es um die Ermordung eines Kommunisten und drittens bearbeitete die Anzeige ein Staatsanwalt namens Tillmann, der während der Nazi-Zeit Staatsanwalt und Vollstreckungsleiter beim Sondergericht Stettin gewesen war.

Schließlich ging die Angelegenheit weiter nach Köln, zur »Zentralstelle zur Bearbeitung von nationalsozialistischen Massenverbrechen in Konzentrationslagern«. Beim Oberlandesgericht in Köln arbeitete Anfang der 60er Jahre ein Oberlandesgerichtsrat namens Hans Mittelbach. Derselbe Jurist, der am 6.3.1933 als »politischer Staatsanwalt« in Berlin den Haftbefehl gegen Thälmann unterschrieben und damit eine Voraussetzung für die spätere Ermordung des KPD-Vorsitzenden geschaffen hatte. Mittelbachs Kollegen bei der »Zentralstelle« prüften Kauls Anzeige – über Jahre! 1964 teilten sie dem Rechtsanwalt mit, das Verfahren sei »mangels Beweisen« eingestellt.

Das war der Beginn einer wohl einzigartigen Prozeßverschleppung in der Nachkriegszeit. Auf jede Beschwerde antworteten die Kölner Staatsanwälte – teilweise mit jahrelanger Verzögerung – mit der Einstellung des Verfahrens.

Die Einstellungsbescheide bieten eine makabre Lektüre, die Rechtsanwalt Hannover zu dem Schluß bringt: »In all den Jahren der Ermittlungen hat das Bemühen der Staatsanwaltschaft einzig darin bestanden, alles die Beschuldigten Entlastende zu glauben und alles sie Belastende nicht zu glauben«.

So wurde aus dem Zeugen Zgoda der »angebliche Tatzeuge« oder »des als 'Augenzeuge' bezeichneten Marian Zgoda«, kleine Widersprüche, die das Randgeschehen seiner Beobachtungen betrafen und sich im Laufe der über Jahrzehnte

verteilten Vernehmungen einstellten, seien ein Grund »den Beweiswert der Aussagen Zgodas erheblich abzuschwächen«.

Schließlich machte die Staatsanwaltschaft für den Beschuldigten noch geltend, die nach Paragraph 211 des Strafgesetzbuches eine Mordtat qualifizierenden Merkmale – Heimtücke, Grausamkeit und niedrige Beweggründe – seien nicht gegeben. So hieß es u.a. im Einstellungsbescheid vom 14.11.1974:

»Den Beschuldigten dürfte nach allem... nicht nachzuweisen sein, daß ihr Handeln selbst von niedrigen Beweggründen getragen war. Sie hätten offensichtlich nur einem Befehl Folge geleistet, der durch Führerbefehl legitimiert zu sein schien. Es könnte sicherlich nicht festgestellt werden, daß sie mehr getan hatten, als ihnen befohlen worden war.«

Es ist bezeichnend, daß das Gericht davon ausging, ein »Führerbefehl« zur Ermordung eines politischen Gegners müsse ein »höherer Beweggrund« gewesen sein.

Erst 1983, nach internationalen Protesten, schien sich das Blatt zu wenden. Das Oberlandesgericht Köln wertete die Erschießung Thälmanns als Mord, da die Tat heimtückisch und aus niedrigen Beweggründen erfolgt sei:

»Ernst Thälmann wurde als politischer Gegner vernichtet... Eine solche Motivation ist nach allgemeiner sittlicher Anschauung verachtenswert und als auf tiefster Stufe stehend zu bewerten.« Und: *»Schon durch die bloße Zugehörigkeit zu dem Kommando, das die Erschießung durchgeführt hat, hat der Beschuldigte die Tat gefördert. «*

Beim Landgericht Kleve sollte der Prozeß gegen Otto, den einzigen noch lebenden aus dem SS-Mordkommando, stattfinden, genau 22 Jahre nachdem dort die Anzeige Kauls eingegangen war. Die Richter überlegten lange, dann konnte Otto in seiner Lokalzeitung, der »Rheinischen Post« in Geldern lesen:

»Thälmann-Mord: Ehemaliger SS-Mann nicht vor Gericht – Überführung unwahrscheinlich.« Und:

»Der einzige Zeuge, der den Vorgang der Ermordung Thälmanns beobachtet haben will, sei bereits 1967 gestorben. Seine früheren Angaben, so die Kammer, stellten sich in entscheidungserheblichen Punkten schwankend und widersprüchlich dar. Die sich daraus ergebenden Bedenken könnten durch andere Zeugenaussagen und Beweisumstände, 40 Jahre nach dem Tatgeschehen und nach 22 Jahren andauernden Ermittlungen durch die Strafverfolgungsbehörden nicht mehr überwunden werden.«

Es schien alles wieder von vorne beginnen zu müssen. Nur der Tod hatte Lücken in die Prozeßbeteiligten gerissen: Dr. Kaul war tot, Thälmanns Frau, zahlreiche Zeugen und Mitbeschuldigte verstarben.

Wie zum Trotz blieb Otto über all die Jahre am Leben und erfreute sich bester Gesundheit. Zwar wurde ihm 1962 »mit sofortiger Wirkung die Ausübung seiner Dienstgeschäfte« wegen »Beschuldigungen im Zusammenhang mit seiner Tätigkeit als Mitglied der Wachmannschaft im KZ-Buchenwald« verboten, aber Otto hatte sich arrangiert. Nordrhein-Westfalen zahlt Otto für seine Tätigkeit von 1937 bis 1951 (zwei Lehrer-, sechs KZ-Aufseherjahre und sechs Jahre Kriegsverbrecherhaft) eine Pension in Höhe von 1700.- DM monatlich. Darauf hatte sich Otto mit dem Kultusministerium 1969 in einem außergerichtlichen Vergleich geeinigt. Otto zog dafür seine Klage auf Wiedereinstellung als Beamter auf Lebenszeit zurück.

Am 25. Januar 1985 hob das Oberlandesgericht Düsseldorf den Beschluß der Klever Richter auf. Es schloß sich im wesentlichen der Beschwerde des Rechtsanwalts Hannover an und ordnete die Hauptverhandlung vor der 2. großen Strafkammer Krefeld an.

Otto kann trotzdem ruhig in die Zukunft blicken.

Rechtsanwalt Hannover: »Wenn man nach statistischen Erfahrungen geht, kann man sagen, daß NS-Täter in diesem Staat nur in sehr geringem Umfang für ihre Verbrechen zur Verantwortung gezogen worden sind. Und wenn sie verurteilt worden sind, brauchen sie die Haft aus gesundheitlichen Gründen gar nicht antreten oder werden vorzeitig wieder entlassen.«

Die Statistik spricht für sich: Von 1965 bis 1982 ergingen 350 Schuldsprüche, gegenüber 39.613 Ermittlungsverfahren. Insgesamt hat es vom 8. Mai 1945 bis zum 31.12.1981 bei 87.765 Ermittlungsverfahren 6.456 Urteile gegeben.

Den ersten Schritt, ohne Urteil davonzukommen, hat Otto bereits mit der Wahl seines Verteidigers getan. Sein Frankfurter Anwalt, Steinacker, war in den NS-Prozessen der letzten Jahre allgegenwärtig. Zu den von Steinacker Verteidigten hatte auch der SS-Standartenführer Horst Wagner gehört, der des Mordes an mehreren hunderttausend Juden beschuldigt worden war. Als Wagner 1972, 24 Jahre nach der Ausstellung eines Haftbefehls vor Gericht stand, ergriff Steinacker am ersten Tag der Verhandlung das Wort: Sein Mandant leide an einer schweren Hüftarthose und sei nicht verhandlungsfähig. Der Prozeß platzte.

Nach zahlreichen ärztlichen Gutachten, Operationen und verschobenen Gerichtsterminen wurde Wagner aus Altersgründen endgültig verhandlungsunfähig geschrieben.

Parallelen ausgeschlossen?

In diesem Sommer teilte Steinacker dem Gericht mit, Otto baue in letzter Zeit geistig stark ab, leide an Konzentrationsschwäche und Diabetes.

Rechtsanwalt Kaul hatte über den »Fall Otto« einmal das Resumée gezogen: »Die Justiz verhält sich wie ein Jagdhund, der zur Jagd getragen werden muß.«

Konkret 11/85, S. 40

Jürgen Reents

Kurdistan - Saddam Husseins und Khomeinis anderer Krieg

Als das Schah-Regime im Januar 1979 stürzte, hofften die iranischen Kurden auf die Verwirklichung eines alten Traums: ein autonomes Kurdistan. Aber die Herrschaft der Mullahs brachte ihnen stattdessen einen neuen Krieg. Einen Krieg, über den hierzulande noch weniger berichtet wird, als über den irakisch-iranischen Krieg, weil dort keine von Raketen getroffenen Öltanker Sorgen über die Sicherheit der westlichen Ölimporte aufwühlen. In Kurdistan sterben schlicht Menschen.

Kurdistan – das ist ein offiziell nicht existierendes Land, das ungefähr die doppelte Fläche der Bundesrepublik hat und zwischen der Türkei, Iran, Irak und Syrien aufgeteilt ist. Mit 20 bis 25 Millionen Menschen sind die Kurden gegenwärtig das größte Volk auf der Welt, das keine eigene nationale Existenz hat. Zwischen zehn und zwölf Millionen Kurden leben in der Türkei, schätzungsweise sieben Millionen im Iran, vier Millionen in Irak und eine knappe Million in Syrien. Weitere 300.000 Kurden leben in der angrenzenden Sowjetunion in einem Gebiet, das allerdings nicht als kurdisch gilt: sie sind zumeist Nachfahren von Einwanderern während der russisch-türkischen Kriege im 19. Jahrhundert. Ihrem Traum von Unabhängigkeit sind die Kurden erst ein Mal zuvor nahe gekommen: Im äußersten Nordwesten des Iran, der von den alliierten Siegermächten des Zweiten Weltkriegs nicht besetzt worden war, riefen sie 1946 die autonome Republik von Mahabad aus. Kurdisch wurde offizielle Sprache in Schule und Verwaltung: kurdische Zeitungen erschienen legal und regelmäßig; die kaiserliche iranische Armee und die Polizei wurden entmachtet und durch »Peshmergas« (Partisanen) ersetzt – die Republik von Mahabad wurde zum Symbol und zur Zuflucht für die kurdische Unabhängigkeitsbewegung über den Iran hinaus. Die Republik hielt sich nur ein knappes Jahr. Im Dezember 1946 marschierte die kaiserliche iranische Armee ein und stellte die alte Ordnung wieder her. Der Führer der Republik von Mahabad, Qazi Mohammed, wurde im März 1947 zusammen mit vielen anderen Unabhängigkeitskämpfern hingerichtet.

Iranisch-Kurdistan war stets der unterentwickelste Teil des Iran und blieb dies auch während der »weißen Revolution« des Schah-Regimes. Die enorme Industrialisierung, die in vielen Gebieten des Iran begonnen wurde, hat Iranisch-Kurdistan wenig berührt. Das durchschnittliche Einkommen der kurdischen Familien erreichte zu dieser Zeit nur etwas mehr als ein Zehntel des Familieneinkommens im übrigen Iran. Die Analphabetenquote unter der iranisch-kurdischen Bevölkerung überstieg 70 Prozent, unter den kurdischen Frauen sogar 80 Prozent. Hinzu kam die kulturelle Unterdrückung bis hin zum Verbot der kurdischen Sprache. Iranisch-Kurdistan war mehr Kolonie als Teil des Iran.

Daran hat sich auch nach dem Sturz des Schaft nichts geändert. Die Verhandlungen, in denen die Kurden Anfang 1980 vom Khomeini-Regime vor allem Autonomie innerhalb des Iran, lokale Selbstverwaltung und offizielle Anerkennung der kurdischen Sprache verlangten, endeten damit, daß die Zentralregierung Truppen schickte. In heftigen Kämpfen eroberten die iranischen Soldaten zunächst die größeren Städte Iranisch-Kurdistans, dann die Hauptverbindungsstraßen des Landes. Mittlerweile hat die Zentralregierung ein dichtes Netz von mehr als 2 000 Militärstützpunkten über das Land gezogen. Das gesamte Gebiet Iranisch-Kurdistans ist heute wie das Grenzland zum Irak Kriegsgebiet. Die dort stationierten iranischen Soldaten erhalten das Zehnfache des normalen Solds, als »Frontzulage« .

Über die Situation in Iranisch-Kurdistan schrieb der damalige Auslandssekretär der Demokratischen Partei Kurdistan/Iran, Jalil Gadani, im August vergangenen Jahres an UNO-Generalsekretär Perez de Cuellar: *»Seit 1979 hat das iranische Regime eine fortdauernde Wirtschaftsblockade in der gesamten Region verhängt. Es hat die Schließung aller Schulen angeordnet, es hat alle Lehrer aus ihrem Dienst entlassen, und es hat d ie Deportation von Hunderten kurdischer Familien und die Zerstörung von Tausenden ihrer Häuser veranlaßt. Hunderttausende Tonnen Getreide wurden verbrannt, die Bauern wurden ausgeplündert. Tausende Bürger vegetieren in schrecklichen mittelalterlichen Gefängnissen dahin, in denen die Folter an der Tagesordnung ist.«*

Die Demokratische Partei Kurdistan/Iran (PDK/I) ist die einflußreichste Organisation unter den iranischen Kurden. Bei den Parlamentswahlen im Iran im Juni 1980 erreichte sie in den kurdischen Regionen trotz massiver Behinderungen und trotz des Ausschlusses ganzer Wahlbezirke in Baneh, Mariwan, Naqadeh, Sanandaj und anderswo neben der kleineren marxistisch-lenistischen Kurden-Organisation Komola überwältigende Zustimmung, teilweise mit Ergebnissen bis zu 80 Prozent.

Gadani nannte die Zahl von 25.000 getöteten kurdischen Zivilisten und fügte seinem Brief an den UNO-Generalsekretär eine Liste mit den Namen von 220 Bauern bei, die in den neun Monaten zwischen September 1983 und Juni 1984 ermordet worden seien. Ferner zählte er 66 kurdische Dörfer auf, in denen die insgesamt 9.552 Einwohner aufgefordert worden seien, Land und Haus zu verlassen. Mittlerweile sind etliche dieser Dörfer wie Kanizarde in der Region Sar Chakhan und Ahmadgharib, Dolaneh, Kharpap und Zoyan abgebrannt worden. Die Bevölkerung mußte ohne Hab und Gut fliehen und sich eine neue Heimat suchen. Plan des Khomeini-Regimes ist es, besonders in solchen Landstrichen die Bevölkerung zu vertreiben, in denen der Widerstand gegen die Zentralregierung nach wie vor stark ist und die Peshmergas Unterschlupf

finden. Der Aufforderung der PDK/I, eine Untersuchungskommission nach Iranisch-Kurdistan zu schicken, ist der UNO-Generalsekretär bislang nicht nachgekommen.

Besonders in den Jahren 1981 und 1982 haben die Pasdaran (»Revolutionswächter«) des Ayatollah Khomeini unzählige Massaker in den kurdischen Dörfern verübt. In dieser Zeit wurden die Peshmergas aus den meisten Orten Kurdistans zurückgedrängt, in denen sie nach dem Sturz des Schah-Regimes zunächst autonome Machtstrukturen aufzubauen versucht hatten. Heute sind die Kurden-Organisationen vollständig zum Partisanenkampf übergegangen und vermeiden offene Schlachten mit der Armee und – um keinen Anlaß für Racheakte gegen die Bevölkerung zu geben – ebenso militärische Auseinandersetzungen in den Ortschaften. Die Peshmergas gehen nur nachts in die Dörfer, wenn die Armee sich von den Hauptverkehrsstraßen, die sie nur zwischen 8 und 17 Uhr kontrolliert, in ihre umliegenden Stützpunkte zurückzieht. Dort, wo die Peshmergas Angriffe auf die Militärstützpunkte starten, sind diese für die iranische Armee in der Regel sehr verlustreich. Die relativ hohe Zahl von Deserteuren der iranischen Armee in Kurdistan – allein in der Region Sar Dasht sollen nach Angaben der PDK/I rund 500 Soldaten seit Ausbruch des Krieges übergelaufen sein – resultiert deswegen auch aus der Überlegung vieler Soldaten, daß dies der sicherste Weg zum Überleben ist.

Die Demokratische Partei Kurdistan/Iran hat ihren Kampf unter die Parole »Demokratie für Iran, Autonomie für Kurdistan« gestellt. Nach ihrer Überzeugung ist die Verwirklichung dieses Ziels nur im Bündnis mit anderen Organisationen der iranischen Opposition möglich. Um ein solches Bündnis sieht es gegenwärtig allerdings schlecht aus: im Nationalen Widerstandsrat (NWR), in dem die PDK/I mit den iranischen Volksmodjahedin und kleineren linken Gruppen zusammengearbeitet hat, ist es im April dieses Jahres zur Trennung gekommen. Die PDK/I und mit ihr die Vereinigte Linke Irans (Bahman Nirumand, Mehdi Teherani u. a.) sind aus dem NWR mit dem Vorwurf ausgetreten, daß die Modjahedin eine gleichberechtigte Zusammenarbeit nicht zulassen würden. Die Modjahedin umgekehrt werfen der PDK/I vor, daß sie bereit sei, mit dem Khomeini-Regime Verhandlungen über eine Autonomie Kurdistans zu führen. Tatsächlich hatte es Ende 1984 zwischen Vertretern der PDK/I und der Zentralregierung Gespräche gegeben, die aber bald wieder eingestellt wurden.

Die PDK/I erhält – ähnlich wie die Modjahedin – als Folge des Kriegs mit dem Iran politische Unterstützung durch die irakische Regierung, bemüht sich dabei aber, nicht in politische Abhängigkeit des Irak zu geraten. Denn schon immer ist es eine Maxime der verschiedenen Zentralregierungen der Region gewesen, die Autonomiebewegungen der Kurden im jeweiligen Nachbarstaat zu unterstützen, wenn und soweit dies den eigenen staatlichen Interessen zupaß kam – und sie zu opfern, wenn dies nicht mehr der Fall war, oder zum Anwachsen autonomer Bewegungen im eigenen Land führte.

Die Kurden des Irak befinden sich kaum in einer anderen Situation als die im Iran, und die Kurdenpolitik Saddam Husseins unterscheidet sich kaum von der Khomeinis. Zwar wurde 1970 von der regierenden Bath-Partei ein Autonomie-Abkommen verkündet, aber die darin versprochenen Rechte für die Kurden blieben im wesentlichen Papier. Weder wurde in der Verfassung eine kurdische Nation neben der arabischen Nation im Irak anerkannt, noch wurde Kurdisch als Amtssprache eingeführt, noch hat es eine Agrarreform gegeben, die den kleinen kurdischen Bauern Land brachte. Nachdem 1975 ein Abkommen zwischen dem Irak und dem Iran zur Regelung von Grenzstreitigkeiten geschlossen wurde, ging die irakische Regierung daran, in einem breiten Grenzstreifen zum Iran bis heute 1.247 kurdische Dörfer mit rund 700.000 Einwohnern zu zerstören und die Bevölkerung umzusiedeln. Ziel war es, in dieser Region eine Arabisierungspolitik zu verwirklichen, die den kurdischen Forderungen nach Selbstbestimmung die Grundlage entziehen sollte.

Der irakischen Regierung ist es zwar – anders als der iranischen – gelungen, durch wirtschaftliche Investitionen eine soziale Schicht im kurdischen Teil des Irak heranzubilden, die die Zentralregierung unterstützt, aber der auf Autonomie oder Unabhängigkeit gerichtete Kampf der Kurden konnte auch im Irak nicht erstickt werden. Neben der mit der iranischen PDK/I namensgleichen irakischen PDK, die nach dem iranisch-irakischen Abkommen von 1975 weitgehend zerfiel – (die Reste dieser Partei unter den Söhnen des ehemals legendären kurdischen Partisanenführers Mustafa Barzani kämpfen heute an der Seite der Khomeini-Truppen gegen das irakische Regime) – , entstand die Patriotische Union Kurdistans (PUK) unter der Führung von Jallal Talabani, die mehr und mehr Einfluß erreichte und heute beträchtliche Gebiete Irakisch-Kurdistans vor allem östlich von Kirkuk und nördlich von Sulaymanija mit ihren Peshmergas kontrolliert.

Ende 1983 schließlich willigte die irakische Regierung in Verhandlungen mit der PUK ein, die aber nach 14-monatiger Dauer Anfang 1985 von der PUK wieder abgebrochen wurden: die Regierung Saddam Husseins wollte vor allem die Region um Kirkuk, wo ein großer Teil der irakischen Ölquellen liegen, nicht in eine kurdische Autonomieregelung einbeziehen, und weigerte sich auch, die politischen Gefangenen zu amnestieren, obwohl die PUK ihrerseits bereits zu Beginn der Verhandlungen sämtliche von ihr gefangen gehaltenen irakischen Soldaten freigelassen hatte. Entscheidend für die starre Haltung der irakischen Regierung war aber nicht zuletzt eine Intervention der türkischen Regierung, die auf ein Abkommen zur gemeinsamen Bekämpfung kurdischer Unabhängigkeitsbestrebungen in beiden Ländern drängte. Saddam Hussein erlaubte es dann auch der türkischen Armee, die irakische Grenze zu überschreiten, um »kurdische Separatisten« aus der Türkei zu verfolgen.

Auch im Irak herrscht darum nach dem Verhandlungsabbruch wieder Krieg gegen die Kurden – der siebte Krieg seit dem Beginn der Bewegung von Mustafa Barzani 1943. Während die iranische PDK/I aber ausdrücklich für eine kurdische Autonomie *innerhalb* des Iran eintritt, ist diese Frage bei der irakischen PUK weitaus unbestimmter: sie möchte ein selbständiges Kurdistan anstreben.

Die kurdischen Organisationen haben, wie der PDK/I-Vorsitzende Abdulrahman Ghassemlou immer wieder sagt, nur zwei treue Verbündete: ihre Bevölkerung und ihre Berge. Dagegen stehen die Interessen aller beteiligten Staaten in dieser Region, in denen das kurdische Volk kolonialisiert ist. Und da diese wiederum in unterschiedlicher Weise in darüber hinausreichende Interessensblöcke eingeflochten sind, ist auch die Aufmerksamkeit für die kurdische Unabhängigkeitsbewegung in der übrigen Welt sehr gering.

Die Bundesrepublik ist ein Beispiel dafür: Hier leben rund eine Viertelmillion Kurden, die überwiegend aus der Türkei kommen. Als im Juni 1979 in Bochum eine Konferenz zur Situation ausländischer Kinder und Jugendlicher in der Bundesrepublik stattfand, an der auch kurdische Delegierte teilnahmen, sah das nordrhein-westfälische Innenministerium Gefahr aufziehen. Die Ausländerämter in NRW wurden per Rundschreiben darauf hingewiesen, »daß eine Differenzierung zwischen türkischen Staatsangehörigen nach kurdischer und nichtkurdischer Herkunft vom Standpunkt der Beziehungen zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Türkei grundsätzlich unerwünscht ist.« Mit der »gezielten Ansprache des kurdischen Elements« würden »separatistische Bestrebungen gefördert«, was »insbesondere im Falle eines NATO-Mitgliedes wie der Türkei dem deutschen Sicherheitsinteresse zuwiderläuft«. Dies blieb kein Einzelfall.

Konkret 11/85, S. 44

Franz Lerchenmüller

Die Chance

Wo die Not am größten, ist Gott am nächsten, lautete die Durchhalteparole früherer Jahre. Heute, im Zeitalter von Quartz, Siliciumchip und Digitalanzeige, in der eben anbrechenden Epoche der Präzision, mögen nur noch wenige all ihre Hoffnung auf diese mit zahlreichen Unsicherheitsfaktoren belastete wie durch individualgeschichtliche Erfahrung in Mißkredit geratene Botschaft setzen. Tatsachen sind gefragt, nicht mehr vage Aussichten. Es ist Zeit für: DIE CHANCE.

»Der Müller sagte: »Bricklebritt«, und augenblicklich sprangen die Goldstücke auf das Tuch herab, als käme ein Platzregen, und der Esel hörte nicht eher auf, als bis sie alle so viel hatten, daß sie nicht mehr tragen konnten.«

Das Märchen von Tischchen deck dich,

Goldesel und Knüppel aus dem Sack

DIE CHANCE ist, dem Glück vorgeschaltet, die Möglichkeit, *auf einen Schlag* ganz viel Geld zu bekommen, *über Nacht* Millionär, mehrfacher sogar, zu werden, daraufhin, *aller Sorgen ledig* ein für allemal endlich zu sein. Sie ist, jeder betont das, winzig klein, aber sie existiert. Wer sie wahrnimmt, gewinnt nur vielleicht. Sicher ist: nur wer sie wahrnimmt, kann.

DIE CHANCE ist nicht zu verwechseln mit den sogenannten Alltags- oder Lebenschancen: denen auf Karriere, auf einen Ausbildungsplatz, auf gutes Einkommen. Nennen wir diese, der besseren Unterscheidung wegen, »Aussichten« und merken wir uns: Je schlechter die Aussichten, desto wichtiger DIE CHANCEN. Desto größer folglich ihre Publicity.

»Der Vogel war aber kein gewöhnlicher, sondern so wunderbarer Art, daß wer Herz und Leber von ihm aß, jeden Morgen ein Goldstück unter seinem Kopfkissen fand.«

Das Märchen von den zwei Brüdern

(Exkurs für die, die alles genau wissen wollen: Wenn immer klarer wird, daß Krisen eine Dauereinrichtung des kapitalistischen Staates sind, daß sich an der gesellschaftlichen Misere für große Teile der Bevölkerung nichts mehr ändert, wenn also die reale Ungleichheit der Klassen offensichtlich wird, dient es der Aufrechterhaltung der Ruhe im Land, wenn Bereiche existieren, in denen formale Gleichheit herrscht, gleiche Startchancen gegeben sind: auf Wahlzetteln beispielsweise oder Lottoscheinen. *Die* Hoffnungen müssen bleiben: sich eine Regierung wählen zu können, die für alle alles zum Besseren wendet, oder sich als einzelner aus dem Sumpf ziehen zu können. Die Erfolgswahrscheinlichkeit dürfte bei beidem annähernd gleich sein.)

»Also ging er davon und sprach: 'Berg Semsi, Berg Semsi, tu dich auf', und der Berg tat sich auch vor ihm auf. Da trat er hinein, und der ganze serg war eine Höhle voll Silber und Gold, und hinten lagen große Haufen Perlen und blitzende Edelsteine wie Korn aufgeschüttet.«

Das Märchen vom Simeliberg

Beim Lotto beträgt DIE CHANCE auf einen Sechser 1:14 Millionen. Jedem 3. Hamburger genügt das, ist ihm pro Woche einen durchschnittlichen Einsatz von 6,24 DM wert. 15 Millionen Deutsche spielen, gaben im letzten Jahr über fünf Milliarden dafür aus.

Der Staat, der wenig von Nervenkitzel hält, verläßt sich nicht auf DIE CHANCE. Er kassiert Festgeld: neben der Lotteriesteuer kassieren die Länder etwa 20 Prozent der Einnahmen.

Wer nicht bereit ist, die Begeisterung des Staates zu teilen, daß seine steuermüden Bürger hier freiwillig Stapel von Scheinen hinblättern, erregt Unwillen. Wie jene hundert arbeitslose Dortmunder etwa, die Ende Juni gegen die Eröffnung einer neuen Spielbank ih ihrer Stadt demonstrierten. Der nordrheinwestfälische Arbeits- und Sozialminister ließ sich dadurch seinen neuen Glaspalast nicht verdrießen und schalt das dumme Volk ob seines Unverständnisses für die reale Politik: »Demonstrieren ist doch deren gutes Recht, nur wissen die offenbar nicht, daß wir aus den Erlösen der neuen Spielbank wahrscheinlich weitere 25 Millionen Mark jährlich für arme Leute kassieren werden.«

»Ein schwerer Druck auf ihren Gliedern weckte sie früher als gewöhnlich. Sie griffen in die Taschen und wollten ihren Augen nicht trauen, als sie sahen, daß sie nicht mit Kohlen, sondern mit reinem Gold angefüllt waren «

Das Märchen von den Geschenken des kleinen Volkes

Der zurückliegende Sommer war der Sommer der RIESENCHANCEN. Wer seine Zeitung aufmerksam las, konnte in dieser Zeit auch geballt alles Wichtige über DIE CHANCE an sich erfahren: sie gilt als ein sprödes Wesen, ein empfindliches Phänomen, sie will *regelmäßig* gehätschelt werden: der Großteil der Gewinner spielt schon jahrelang, gab nie auf, versuchte es immer wieder. Sie will aber auch jede Woche *rechtzeitig wahrgenommen* werden, sonst rächt sie sich und man wird Gegenstand unschöner Zeitungsmeldungen: »Fünf Richtige. Doch: Tippschein vergessen!« Scheppernd

klingt einem ihr Lachen im Ohr. Und: ordentliche Einsätze will sie sehen, *kein Kleckergeld.* Denn da droht ein Alptraum: Sechs Richtige – und dann aus Geiz nur ein Kästchen ausgefüllt !

Dies will beherzigt sein – ob jemand sich dann mit System oder reinem Einfühlungsvermögen ans Ausfüllen der Scheine macht, spielt keine größere Rol1en mehr

DIE CHANCE wäre aber nicht sie selbst, wenn sie nicht auch Ausnahmen zuließe: den Tipper nämlich, der schon mit seinem 2. Zettel die Tausender scheffelt. Spektakuläre Sonderfälle, die die Regeln bestätigen. Ermutigung für den Einsteiger.

»Sie fahren zuerst nach dem kleinen Häuschen, das er mit dem silbernen Werkzeug gebaut hat; da ist es ein großes Schloß, und ist alles darin von Silber und Gold; und da hat sie ihn geheiratet, und er war reich, so reich, daß er für sein Lebtag genug hatte.«

Das Märchen vom armen Müllerbursch und dem Kätzchen

DIE CHANCE hat jeder. Sie ist nicht gebunden an Intelligenz, Erbe, Ausbildung, Titel, Gesundheit; sie ist der kleinen Leute Weg zur ausgleichenden Gerechtigkeit. Jeder dritte Beamte und Angestellte versucht es damit, jeder fünfte Arbeiter, aber nur jeder zwanzigste Freiberufliche. Bis zu 2.600 DM verdienen die meisten von ihnen monatlich – und das ist gut so, denn wer ertrüge schon die obszöne Vorstellung vom Millionär, der auch noch einen Sechser mit Zusatzzahl...

»Das Tor ward aufgetan, und wie das Mädchen gerade darunter stand, fiel ein gewaltiger Goldregen und alles Gold blieb an ihm hängen, so daß es über und über davon bedeckt war.«

Das Märchen von Frau Holle

DIE CHANCE kennt keine Grenzen. Und neben den 41 Millionen Dollar, die im August in New York zur Verlosung anstanden, nehmen sich die hiesigen 15- und 16-Millionen-Jackpots fast wieder bescheiden aus. 21 Arbeiter gewannen zusammen ein Drittel der Summe, dank – kleiner Tip – der Kombination 14-17-22-23-30-47. – Lotterien sind laut »Newsweek« mit einem Umsatz von 8 Billionen Dollar 1984 und einer für 1985 erwarteten Zuwachsrate von 20 Prozent eine der am schnellsten wachsenden Branchen in den USA.

Weil es gerade so schön ist: Bei der spanischen Weihnachtslotterie El Gordo wurden 1984 umgerechnet 339 Millionen US-Dollar verlost. Dem Hauptgewinner überwies das Christkind davon 73,5 Millionen.

»Der Teufel zog den grünen Rock aus, reichte ihn dem Soldaten hin und sagte: 'wenn du den Rock an deinem Leibe hast und in die Taschen greifst, so wirst du die Hand immer voll Geld haben'.«

Das Märchen vom Bärenhäuter

Um Tageszeiten kümmert DIE CHANCE sich nicht: Samstagabend ist High Noon. Dann wird die Bundesrepublik wundergläubig im Innersten, übertrieben laut nach außen, großmäulig die Möglichkeit eines Volltreffers von vornherein verneinend, sich so gegen die wahrscheinliche Enttäuschung immunisierend. Die Gemeinde sitzt bei Pils und Spätlese, die Hoffnung glimmt ganz tief drinnen, denn man hat ein Recht darauf, man hat getan, was man konnte. Wenn die Kugeln dann gefallen sind – man hat mitgeschrieben, man wertet aus, man lehnt sich zurück, man zerreißt den wertlosen Zettel bedachtsam – wieder einmal kann man sich den spitzen Schrei sparen, braucht man nicht vom Sessel hochzuspringen. Montags wird man in der Zeitung nachlesen, von den Glücklichen in Stuttgart oder einem kleinen Dorf im Harz.

»Als sie den Acker beinahe herum hatten, so fanden sie in der Erde einen Mörsel von purem Gold.«

Das Märchen von der klugen Bauerntochter

Manchmal wird der Glaube an DIE CHANCE wankend. Dann wird es höchste Zeit für die Gesellschaften, Lotto-Reporter Balzuweit auf Reisen über den Äther zum zahlungsunwilligen Volk draußen im Land zu schicken und über strahlende Mütter, schmunzelnde Rentner und gesicherte Lebensabende plaudern zu lassen. Auf daß die Kundschaft nicht immer bei ihrem Kleinbürgertraum vom Eigenheim stehenbleibe, sondern – auch Wünschen will gelernt sein! – auf neue fixe Ideen komme, die ihr das Kreuzchenmachen wieder lohnend erscheinen lassen.

»Wie er aber sein Kopfkissen in die Höhe hob, da schimmerte ihm das Goldstück entgegen, und am anderen Morgen fand er wieder eins, und so weiter jedesmal, wenn er aufstand.«

Das Märchen vom Krautesel

Auch exotische Abarten DER CHANCE kommen vor. Das britische Taucherteam, das im Juli Gold und Silber im Wert von rund zehn Millionen Mark entdeckte. – Oder Mel Fisher (63), der 16 Jahre nach den Überresten der spanischen Galleone »Nuestra Senora de Atocha« suchte, sie schließlich auf dem Meeresgrund zwischen Florida und Kuba entdeckte und für rund eine Milliarde Mark Silber hob. »Bild der Frau« weiß, was der Mann wert ist, und was er uns über DIE CHANCE lehren kann: er »macht allen Erbauern von Luftschlössern Mut: Baut weiter, baut weiter – denn manchmal werden Tag- und Nachtträume wahr ! «

»Und wie es so stand und gar nichts mehr hatte, fielen auf einmal die Sterne vom Himmel und waren lauter harte blanke Taler – und ob es gleich sein Hemdlein weggegeben, so hatte es ein neues an, und das war vom allerfeinsten Linnen. Da sammelte es sich die Taler hinein und war reich für sein Lebtag.«

Das Märchen von den Sterntalern

Das Glück, das – lest selbst – viel sicherer eintritt als das Amen in der Kirche, trifft nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit meist prompt die richtigen. Jene Sozialarbeiterin am Krankenhaus von Huddinge etwa, in deren Vaters Villa nach seinem Ableben die Testamentsvollstrecker in einem Mauerloch Edelsteine, Schmuck und jede Menge Goldeier fanden. 20 Kilo Gold. Für eine Sozialarbeiterin. Ehrliche, fleißige, oft gebeutelte Leute sucht das Glück sich aus, Bilderbuchgewinner, alles in allem.

So die Frau im Niedersächsischen, die am 29. Juni im Lotto 6.971.210,90 DM gewann, und die am folgenden Montag telefonisch gar nicht zu erreichen war, weil sie, wie ein Kind sagte, »Pappi von der Arbeit abholt.« In Unkenntnis oder trotz des bisher größten Gewinns einer Einzelperson in Europa. – Diese Frau wird jetzt – legt sie ihr Geld fest an – jeden Morgen um 1.100 DM reicher sein, allein durch die Zinsen, errechnete ein hingerissener Berichterstatter in den »Lübecker Nachrichten«.

Was für ein Gefühl! Wie sie damit wohl zurechtkommt? – Auf die Idee, zu fragen, wie die Damen und Herren Krupp, Quandt, Flick, Horten, die ja in noch viel stärkerem Maß mit derartigen Emotionen fertigwerden müssen, das hinkriegen – auf die Idee kommt mal wieder keiner.

Konkret 11/85, S. 46

Otto Köhler

Ende Abschied! Trauer Trauer Axel Caesar tot

Als Springer starb hatte Boenisch einen Kater, verzichtete Elmar, der Zuhälter, lieber auf die Kleider, erschien erstmals das Blumenhoroskop, tötete ein irrer Arzt seine Familie, und gab es für 50 Mark Sex auf dem Parkplatz

Sie haben Axel Springer zu Grabe getragen. Ja, man hätte sich lustig machen können über das »unübersehbare Trauergefolge«, sich mokieren, daß »Minister, Senatoren, Universitätspräsidenten sich drängten«, ausgerechnet ihm »die letzte Ehre zu erweisen«. Man hätte sich aufregen können, daß Rundfunk und Fernsehen »Tod und Beerdigung meldeten wie den Tod eines mächtigen, einflußreichen Staatsmanns mit langen Nachrufen und Sequenzen«. Man hätte voller Hohn fragen können, von wem überhaupt hier die Rede sei, etwa »von einem geliebten Landesvater, der dem Gemeinwesen ein Leben lang gedient hat, es zur wirtschaftlichen und kulturellen Blüte geführt hat«?

So hätte man an seinem Sarg hänseln können, wäre man ein Mann von Welt, von seiner »Welt«. Denn dies alles ist unveräußerliches geistiges Eigentum der Schreibtischtäter in Springers intellektueller Kommandozentrale. So schrieb die »Welt« über die »schöne Leich'« des Rudi Dutschke, als er endlich tot war. Gestorben an den Folgen des Mordanschlags, dem Springer-Parolen den Boden bereiteten. »Störenfriede ausmerzen« hieß eine. Eine andere – heute aktueller denn je: »Man darf auch nicht die ganze Dreckarbeit der Polizei und ihren Wasserwerfern überlassen.«

Damals am frischen Grab ihres Opfers wollten die Herren des Springer-Konzerns, daß auch das Andenken an Rudi Dutschke aus unserem Gedächtnis gestrichen wird. Die »Welt«: »Von ihm gibt es keine künstlerischen oder literarischen Werke, die ihn überdauern werden, nur ein leider sehr schlecht geschrieben, faktisch unlesbares Zitatenkompendium, das schon heute in irgendwelchen Bibliotheken verstaubt.«

Und was bleibt uns von Axel Springer? Zehn Tage nach Dutschkes Tod schoß sich Springers Sohn, der Axel Springer hieß, sich aber lieber Sven Simon nannte, verzweifelt eine Kugel durch den Kopf. Sein Motiv wurde in der Öffentlichkeit nie bekannt. Aus dem Verlagshaus hörte man nur, daß er tapfer war, stets auf Seiten der Schwächeren stand und so manches in dem Konzern ändern wollte. Sven Simon hatte noch mitansehen müssen, wie »Bild« die infame Schlagzeile »Dutschkes Tod in der Badewanne« verbreitete. Und er hatte in der von ihm mitredigierten »Welt am Sonntag« die Lüge lesen müssen, daß Dutschke nur »Opfer der Gewalt« geworden sei, die er selbst entfacht habe. Sven Simon – Axel Springers Erbe – beging Selbstmord in der Nacht vor dem Tag, an dem Rudi Dutschke beerdigt wurde.

Freche Winter am offenen Grabe

Was also bleibt von Axel Springer, abgesehen von jenen vinkulierten Aktien im sicheren Besitz jener Banken die wollen, daß der Kurs seines Hauses so bleibt, wie er war? »In den vier Jahrzehnten, in denen er wirkte, hat er Zeichen gesetzt, die noch lange sichtbar bleiben.« Der das sagt, heißt Karl Carstens. »Sein Tod ist ein Verlust für die Sache der Deutschen.« Daran glaubt Helmut Kohl. »Er war groß und gütig, den Freunden verläßlich, dem Vaterland ein Vorbild.« Rainer Barzel sagt dies. »Axel Springer war ein starker und zugleich ein gütiger Mann.« So spricht Ronald Reagan. »Ich vertraue darauf, daß seine Nachfolger sein nobles Erbe weiterführen werden.« Das hofft Richard Nixon. Und W. R. Retief, Botschafter der Republik der getrennten Entwicklung für Weiß und Schwarz und Braun in Südafrika verrät: »Sein Sinn für Gerechtigkeit ist beispielgebend für uns alle.«

Doch einer tanzte – mit allem »Respekt«, den er versicherte – aus der Reihe. Rolf Winter, der eher konservative Chefredakteur des »Stern« erinnerte: »Er war ein Patriarch, er war Herr im Hause, er war ein Publizist auf Gutsherrenart«, der »mit seinem hausinternen Sozialistengesetz für Journalisten so manches Gewissen in Verlegenheit brachte...« Doch da zeigten die Verleger des »Stern«, daß auch sie nicht aus dieser Art geschlagen sind. Die Gesellschafter und der Vorstand des Hauses Gruner + Jahr Reinhard Mohn, Gerd Bucerius, John Jahr und Gerd Schulte-Hillen »bedauerten« den Kommentar des »Stern«Chefredakteurs nicht nur intern. Sie gaben ihren Ärger über ihren leitenden Angestellten gleich auch an die Deutsche Presseagentur. Für »geistige Auseinandersetzungen mit Andersdenkenden«, so tadelten sie voll »aufrichtigem Mitgefühl«, sei am »offenen Grab eines großen Verlegers kein Platz« .

Deutsche Hausfrau: Ich habe AIDS

Gut. Lasset uns also schweigen. Dieses Mal, da nicht das Opfer, sondern der Täter zu Grab getragen wird. Fragen wir nur: Was machte sein liebstes Kind, was machte »Bild«, in der Woche, da sein Grab noch offen war, mit ihm, seinem großen Erfinder?

Sein »Bild« blieb ihm treu auch im Tode. Kaum hatte der Verleger am Sonntagabend den letzten Atemzug getan, verkündete die »Bild«Schlagzeile vom Montag: »Axel Springer tot – Hamburg verlor einen großen Sohn.« Weiter hinten hieß es wie immer: »Warum Elmar, der Zuhälter, lieber 'auf die Kleinen verzichtet'« – das war die Fortsetzung des »Bild«-Reports über »Kinderprostitution in Deutschland« (»Mein dritter Gast heute, sagt sie stolz unter langen blonden Ponys hervor und zeigt ein paar Hundertmarkscheine.«). Und auf Seite 6 stellt »Bild« auch für den am 3. Mai geborenen astrologiegläubigen Verleger das Horoskop: »Eine Woche, in der alles gelingt. Fortschritt im Beruf, Geldzuwachs, nur Schönes in der Liebe.«

Vorne heißt es: »Axel Springer – Was er liebte, wofür er kämpfte.« Eine Anzeige auf Seite 6 verkündet: »Neu: das Blumenhoroskop für die Frau.« Und: »1. deutsche Hausfrau: Ich habe Aids. Wie sie diese schreckliche Wahrheit erfuhr, wie sie es ihren beiden Kindern erklärt – in 'Bild der Frau'!« Der Nachruf auf Seite 2 erläutert: »Sein letzter großer verlegerischer 'Wurf' wurde 'Bild der Frau', die erste deutsche Zeitung für die Frauen. 'Meine Tochter von Bild', wie er das Blatt schmunzelnd nannte.« Und: »'Ich glaube an Gott', sagte Springer mal...«

14jährige trug nur hohe Stöckelschuhe und sonst nichts

Das war der Montag. Am Dienstag blieb der Verleger in der Schlagzeile (»Springers Tod erschütterte Freunde und Gegner«) und die Kinderprostitution in der Serie (»Tilda (14): Zehn Männer in der ersten Nacht«). Unmittelbar unter der »verkauften Unschuld« (»Noch am selben Abend saß die 14jährige pudelnackt nur mit ihren hohen Stöckelschuhen bekleidet, an der Bar, und die Gäste rissen sich um das Mädchen...«) die »Auflösung des großen 'Herz für Kinder'-Quiz von Bild, ZDF und Ariola.« Darüber macht der Zuhälter von seiner Meinungsfreiheit Gebrauch: »'Ich halte mich da raus', sagt Elmar, auf den Babystrich angesprochen. 'Die Kleinen sind mir zu gefährlich... die vertragen auch keine Disziplin.'«

Todesanzeige droht mit Auferstehung

Am Mittwoch ist der tote Springer aus der Schlagzeile abgelöst. »Staatsanwältin – Sex mit Häftling« – so geht das Leben weiter. Und daneben fast so balkendick: »Raimund Harmstorf: Kein Aids: Gegendarstellung/Seite 14«. In der einen Todesanzeige auf Seite 9 heißt es: »Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe.« In der anderen verkünden Aufsichtsrat, Vorstand, Mitarbeiter des Verlagshauses Axel Springer: »In Trauer verneigen wir uns vor unserem toten Verleger. Wir danken ihm für 40 Jahre, die er uns Vorbild, Wegweiser, Freund und Schutz war.«

Am Donnerstag packt auf Seite 1 und 2 Ronald Reagan über Axel Springer aus: »Die freie Presse in der Bundesrepublik wird durch sein Ableben ärmer. Wir finden jedoch Trost und Ermutigung in dem Wissen, daß er unauslöschliche Spuren...«. Und auf Seite 1 und 4 packt der Einbrecher von gestern aus: »Meine Staatsanwältin war noch Jungfrau.« Auf Seite 2 klatscht – »Bonn vertraulich« – Mainhardt Graf Nayhauß über den Tod, der »sich an keinen Kalender hält«. Überschrift: »Weizsäcker zieht sich im Flugzeug um«. Weil er nämlich direkt von der Beerdigung zu den Hungernden in den Sudan fliegen muß. Seite 4 ein Riesen-Foto von einer zerwühlten Lagerstatt. »Bild«-Text: »Über dem Bett ein großer Spiegel. Einbrecher Sven Q. gestern mittag auf dem Bett, in dem er seine Staatsanwältin liebte... Als die Bild-Reporter bei ihm klingelten, lag eine Blondine unter der Bettdecke.« Reagan über Springer auf Seite 2: »... hat er sich durch nichts von seiner Hingabe an ein einfaches, aber allumfassendes Ideal abbringen lassen.«

Mutter und Tochter beide im Porno

Am Freitag ist der große Verleger auf Seite 1 ganz klein geworden. »Wir haben unseren Jungen Axel genannt«, verkündet eine Mini-Meldung über einen Kondolenzbrief aus dem rechtsradikalen französischen Verlagshaus Robert Hersant. Groß die Schlagzeile: »5 Leichen – Irrer Arzt tötet seine Familie.« Daneben weiter: die »Liebe mit der Staatsanwältin« (»...klagte ihren Geliebten an – mildes Urteil!«) und weiterhin unverzichtbar: »Die verkaufte Unschuld – Julia (15): Vaters Chauffeur war der erste.«

Doch dann, am Samstag, zeigen zu seiner letzten Ehre die »Bild«-Menschen alles, was sie von Springer gelernt haben. Seite 1 oben, weiß auf schwarz: »Axel Springer – Der Abschied«. Darunter – noch größer – schwarz auf weiß, ätsch, die Strafe Gottes: »Nannen rast in LKW – schwer verletzt«. Das Meisterwerk auf den Mittelseiten 6 und 7: Links; die große Abschiedsseite von Axel Springer, seine Beerdigung. Rechts das Ende der Serie über Kinderprostitution »Die verfolgte Unschuld«.

Links finden feinsinnige »Bild«-Redakteure einen anderen Namen für Moosröschen: »Auf dem schlichten Altar der Gedächtniskirche flackerten zwölf Kerzen, davor stand der helle Eichensarg, der mit vielen hundert rosa Babyröschen

geschmückt war, den Lieblingsblumen Axel Springers.« Rechts berichten sie über »vier kleine Mädchen zwischen 12 und 14 Jahren«, die am Nürnberger Hauptbahnhof »unter dem Namen 'Baby-Riege' einen gewissen Ruf erlangten«. Links: »'Vater unser...' Berliner beteten vor der Kirche mit.« Rechts das Bekenntnis der 14jährigen: »Ich habe im letzten Porno meiner Mutter mitgewirkt.«

Trotz Ende: Wir arbeiten weiter

Links die Totenrede des Vorstandsvorsitzenden Peter Tamm: »Ich kenne keinen Mann, der so wie er die Begabung besaß, Menschen für sein Werk zu begeistern und mitzureißen. Er war Erfinder, Vordenker, Vorfühler.« Rechts – »Für 50 Mark Sex auf dem Parkplatz« – das Ergebnis der Begeisterung: »Und dann haben wir noch ein kleines, rothaariges Mädchen getroffen, daß seine Leidenschaften für den 1. FC Nürnberg entwickelte. Elke ist 16 und sieht auch keinen Tag älter aus. Bei einem Spiel gegen Offenbach verkrachte sie sich mit ihrem Freund und ließ sich 'für'n Fünfziger' von einem älteren Mann anmachen... Am nächsten Samstag brachte der selbe 'ältere Mann' zwei Freunde mit, die auch bezahlen wollten. 'Seit der 1. FC aufgestiegen ist', plauderte Elke munter, 'komme ich nie unter 500 nach Hause...«

Darunter hoben die »Bild«Redakteure das Wort »Ende« gesetzt. Gleich gegenüber auf der linken Seite legen sie ein Gelübde ab (»Wir arbeiten weiter in seinem Geist«) mit einem Zitat aus der Grabrede Tamms: »Nun kehren wir zurück in sein Haus- zu den Arbeitsplätzen, die er geschaffen hat. Was können wir Besseres tun, als in seinem Geist weiterzuarbeiten! So soll es geschehen.«

Konkret 11/85, S. 48

Günter Amendt

Studenten-Sexualität heute - Teil II

In KONKRET 10185 schilderte Günter Amendt, wie sich das sexuelle Verhalten der Studenten zwischen den sechziger und dem Beginn der achtziger Jahre verändert hat. Diesmal geht es um den Wandel der Einstellung zur Sexualität, zu Partnerschaft, Ehe, Treue, Minderheiten. Amendts Text basiert auf der Untersuchung des Hamburger Sexualforschers Ulrich Clement

Als die akademische Laufbahn noch ausschließlich bildungsbürgerlichen Schichten vorbehalten und zudem ein Männerprivileg war, galt das Studentenleben als eine Art Ausnahmezustand, in dem Normabweichungen nicht gerade erwünscht waren, aber doch innerhalb einer gewissen Toleranzbreite akzeptiert wurden. Mit dem erfolgreichen Abschluß des Studiums hatte sich der mit 'akademischen Weihen' ausgestattete Student dann wieder am Normen- und Wertesystem seiner Klasse zu orientieren, und das hieß: Ehe, Kinder, Kirche und Vaterland.

Hat die Öffnung der Universitäten um eine Spaltbreite, hat der Zugang für Frauen und Kinder aus Arbeiterfamilien Auswirkungen auf die Wertorientierung jenseits des Studiums, oder werden auch heute noch studentische Lebensweisen als Ausnahmezustand erlebt, die im Erwachsenenleben dann keine Gültigkeit mehr besitzen? Wie hält es die Studentengeneration der frühen 80er Jahre mit der »Ehe«, was sagt ihnen »Treue«, wie steht es mit ihrer Toleranz gegenüber sexuellen Minderheiten? Lassen sich Studenten heute noch von den gerade auch für sie ehemals charakteristischen doppelmoralischen Einstellungen leiten?

Auf der Verhaltensebene sind, wie die empirische Untersuchung von Ulrich Clement zeigt, die Veränderungen bemerkenswert. Wie werden diese Erfahrungen verarbeitet? Wenn sich unten was regt, was bewegt sich oben? Sein und Bewußtsein, Basis und Überbauch: das ist hier die Frage.

Es ist für den Sexualwissenschaftler relativ leicht – wenn auch aufwendig – das Sexual*verhalten* – wer, was, wann, wie und wie oft – per Fragebogen abzurufen. Fragen zur sexuellen *Einstellung* verlangen dagegen ein Äußerstes an sprachlicher Präzision, will man Mißverständnisse vermeiden und die Antworten vergleichbar halten. Denn selbst wenn die Vergleichbarkeit gewährleistet ist, bleibt ein Spielraum an Interpretationsmöglichkeiten, weil Fragebogen-Erhebungen das psychodynamische Spannungsverhältnis von Einstellung und Verhalten nie ganz und nie ganz präzise zu erfassen vermögen. Fragen nach der Einstellung zielen aufs Bewußte, um aber das Vor- und Unbewußte zu ergründen, bedürfte es anderer Forschungsmethoden. Ein Sexualforscher – ich gehe hier vom Idealfall aus – ist nicht unbedarft, wenn er seinen Fragebogen entwickelt. Er hat Vorstellungen vom Verhalten und von den Einstellungen der Bevölkerungsgruppe, die er zu befragen beabsichtigt, er hat seine Beobachtungen gemacht und subjektive wie objektive Veränderungen registriert- mit anderen Worten, er hat Vor-Urteile. Sie bewahren ihn vor Fragen, deren Formulierung »eher erheitern oder zu einer ironischen Beantwortung« provozieren.

Clements Absicht, die Ergebnisse der eigenen Untersuchung mit denen der Befragung von Hans Giese und Gunter Schmidt zu vergleichen, verlangte besondere Anstrengungen, um die Antworten von 1966 mit den Antworten von heute in einen Zusammenhang bringen zu können. Das war nicht immer möglich, weil zumindest in einigen Fragen Clements Vor-Urteile zur Formulierung neuer Fragen zwangen. Als Giese und Schmidt wissen wollten, ob die von ihnen befragten Studenten und Studentinnen Geschlechterverkehr hatten, ohne verheiratet zu sein, fragten sie nach dem »vorehelichen Koitus«. Schon der Begriff klingt heute komisch, zudem impliziert er eine Orientierung auf die Ehe, von der heute nicht mehr ausgegangen werden kann: »Wer die Ehe ablehnt, kann seine positive Einstellung zum Koitus nicht durch eine positive Einstellung zum 'vorehelichen Koitus' bezeichnen«.

Aber auch objektive Veränderungen zwingen zur Umformulierung von Fragen oder zur Formulierung neuer Fragen. Im Zeitraum zwischen beiden Untersuchungen wurde beispielsweise das Sexualstrafrecht so geändert, daß etwa Fragen zum Paragraphen 175 heute anders gestellt werden müssen als im Jahr 1966.

Den neuen Paragraphen findet heute kaum ein Student »zu liberal«, 25 Prozent der Männer und 18 Prozent der Frauen stimmen ihm in seiner heutigen Fassung zu. Seine bedingungslose Abschaffung fordern aber nur 38 Prozent der Männer und 41 Prozent der Frauen. Über einem Drittel der Studenten ist es egal, ob Homosexuelle bestraft werden oder nicht, und einige wollen noch nie etwas von einem entsprechenden Paragraphen gehört haben. Die Einstellung der Studenten zur Homosexualität hat sich, bezieht man sie auf die Frage der Strafbarkeit, im Zeitraum zwischen beiden Untersuchungen geändert. Noch 1966 stimmten 29 Prozent der Männer und 23 Prozent der Frauen dem von den Nazis verschärften und vom CDU-Staat übernommenen Homosexualitätsparagraphen zu. Dennoch, meint Clement gestützt auf die Ergebnisse seiner Untersuchungen, muß man »trotz Reformierung des Paragraphen und der geringeren Zahl restaurativer Einstellungen... zum Gesamteindruck starker Gleichgültigkeit gegenüber dem § 175 kommen.«

Clements Vergleichsergebnisse in der Homosexualitätsfrage sind insgesamt mager, weil sich Giese und Schmidt damals nur für homosexuelles *Verhalten* interessierten, während Clement auch über homosexuelle *Orientierung* etwas wissen wollte. Als wichtigstes statistisches Ergebnis ist festzuhalten: Heute kommen homosexuelle Erfahrungen häufiger vor als 1966,

und – falls man auch das für wichtig halten sollte – Mund- und Analverkehr werden doppelt so häufig praktiziert wie 1966.

Insgesamt sind Studenten heute toleranter als 1966; das gilt für beide Geschlechter. Es gibt kaum noch Studenten, die Selbstbefriedigung für unzulässig oder gar »verwerflich« halten. Wenn sich Homosexuelle homosexuell betätigen, ist auch das akzeptiert; von Frauen mehr als von Männern. Sexuelle Vorerfahrungen des Partners bzw. der Partnerin werden von einer großen Mehrheit ebenfalls zugestanden und von einem Viertel der Frauen sogar bevorzugt. Auch die traditionelle Doppelmoral, die einem Geschlecht mehr Rechte und mehr Freizügigkeit einräumt als dem anderen, ist nur noch in männlichen Restbeständen von 2 bis 3 Prozent vorhanden. Keine der befragten Frauen gesteht Männern mehr Rechte zu als Frauen, es ist also auch die weibliche Verinnerlichung männlicher Doppelmoral verschwunden.

Noch 1966 war die Orientierung auf »die Ehe«, von Ausnahmen abgesehen, die für Studenten und Studentinnen selbstverständliche Norm. Und weil es zu dieser Beziehungsform keine Alternative zu geben schien, fragten Giese und Schmidt erst gar nicht nach den vielfältigen Formen und Aspekten von Partnerschaft, mit denen Clement sich fünfzehn Jahre später auseinandersetzen muß, weil sich unterdessen nicht nur neue Partnerschaftsformen, sondern auch neue Spielregeln in den Beziehungen herausgebildet haben. Neben der »Ehe« hat sich die »Quasi-Ehe« und die »feste Freundschaft« als Beziehungsform im studentischen Milieu etabliert.

Ein Drittel der von Clement Befragten lebt mit dem Partner bzw. der Partnerin zusammen, ein weiteres Drittel gibt an, einen festen Partner bzw. eine feste Partnerin zu haben, ohne allerdings mit ihm oder ihr zusammenzuleben. Der Rest lebt solo.

Die von Clement als »Quasi-Ehe« bezeichnete Beziehungsform ist das eigentliche Novum im Vergleich zur Giese/Schmidt-Untersuchung von 1966. Diese Beziehungsform, in der die Partner ohne formale Bindung zusammenleben, oft gemeinsam mit Kindern, entspricht bereits derart studentischem Selbstverständnis, daß sie auch von religiösen Bindungen kaum noch tangiert wird.

Fragt man Studenten nach ihren Partnerschaftsvorstellungen, dann wollen jeder zweite Student und jede zweite Studentin mit einem Partner zusammenleben. Dabei äußern verheiratete Paare häufiger den Wunsch, auch zukünftig in einer Zweierbeziehung zu leben, als Studenten, die unverheiratet in einer »Quasi-Ehe« leben. Auch von den Verheirateten können sich 17 Prozent der Männer und 13 Prozent der Frauen vorstellen, gemeinsam in einer Wohngemeinschaft mit Dritten zu leben. Von den in einer »Quasi-Ehe« Lebenden können sich immerhin ein Viertel aller Frauen und ein Siebtel aller Männer vorstellen, ihre Beziehung in eine WG »einzubringen«. Der naheliegende Verdacht, der größte Teil jener Studentinnen und Studenten, die »fest befreundet« nicht mit dem Partner zusammenleben, wählte diese Lebensform der Not gehorchend und nicht dem eigenen Triebe, wird von Clement nicht bestätigt. Tatsächlich wollen die meisten befreundeten Studenten mit ihren Partnern gar nicht unter einem Dach hausen. Nur 32 Prozent der Männer und nur 27 Prozent der Frauen erstrebt eine Zweierwohnsituation, während sich rund 15 Prozent eine Paarbeziehung nur innerhalb einer Wohngemeinschaft vorstellen können.

Dieser Wunsch nach einem Leben in der WG ist bei partnerlosen Studenten und Studentinnen am stärksten ausgeprägt; rund ein Viertel möchte, wenn sie erst einmal einen Partner bzw. eine Partnerin haben, die Beziehung in einer Wohngemeinschaft leben. Fast 30 Prozent wollen aber auch dann ausdrücklich alleine leben. Man muß diese Aussage aber relativieren, denn erfahrungsgemäß ist der Wunsch, überhaupt erst einmal eine Partnerin bzw. einen Partner zu finden, so dominant, daß präzise Vorstellungen über die dann angestrebte Beziehungs-*form* in der Phantasie zurückgestellt und auf später verschoben werden.

Die Hälfte aller in »Quasi-Ehe« lebenden Männer will später einmal heiraten. Nur 18 Prozent wollen das ausdrücklich nicht. Die »Quasi-Ehe« ist für die meisten Männer eine Übergangsform vergleichbar dem Verlöbnis ohne dessen Rituale und (auch juristische) Verbindlichkeit.

Frauen leben da in einer anderen Vorstellungswelt. Der Wunsch zu heiraten ist bei Frauen genau so häufig wie die Absicht, nicht zu heiraten. Erheblich mehr Frauen als Männer sehen deshalb in der »Quasi-Ehe« eine eigenständige Beziehungsform und damit eine Alternative zur »Ehe«. Frauen sind nicht nur eher bereit als Männer, sich neuen Erfahrungen auszusetzen – sie kosten neue Erfahrungen auch intensiver aus. Charakteristisch sind die bereits erwähnten Unterschiede im Masturbationsverhalten bzw. in der Einstellung zur Selbstbefriedigung: Was für die meisten Männer Ersatzbefriedigung ist, wird von Frauen als eigenständige Form sexuellen Lustgewinns erlebt.

Wenn sich Männer auf was Neues einlassen wie etwa das Abenteuer neuer Beziehungsformen, haben sie als Rückfahrkarte und Risikoabsicherung meist die Orientierung auf die »Ehe« in der Tasche. Für weitaus mehr Frauen als Männer ist dagegen die «Quasi-Ehe« »the real thing« und damit Alternative zur »Ehe«. Auch in ihren Vorstellungen vom Inhalt einer Beziehung sind Frauen konsequenter, um nicht zu sagen ehrlicher als Männer, auch wenn Clements Untersuchungsergebnisse dem auf den ersten Blick zu widersprechen scheinen. Insgesamt erwarten mehr Frauen als Männer »sexuelle Treue«. Entsprechend geringer ist die Zahl der Frauen, die sexuelle Beziehungen mit einem Partner

außerhalb der Beziehung ausdrücklich zulassen, wenn und solange diese über »Außen- oder Nutzbeziehung« nicht hinaus geht. Ein Drittel aller Männer aber nur ein Viertel aller Frauen will auf den monogamen Treueanspruch nicht verzichten.

Studentinnen bevorzugen zu gleichen Teilen entweder die »Ehe« oder die »Quasi-Ehe«. Wenn sie also heiraten, dann wollen sie das, was die Formalisierung einer Beziehung beinhaltet – Ausschließlichkeit und Treue – auch beanspruchen. Die scheinbare Liberalität von Männern in der Treue-Frage spricht eher für die Labilität ihres Rollenverständnisses. Frauen sind eher bereit, sich mit neuen Wertvorstellungen auseinanderzusetzen als Männer, die sich bevorzugt an traditionellen Standarts orientieren und folglich auch die »Ehe« mehrheitlich präferieren. In der »Ehe« nehmen es die Männer dann allerdings weniger genau.

Zufriedenheit über ihr aktuelles Sexualleben zeigten die meisten, die einen Partner bzw. eine Partnerin haben, wobei die Beziehungsform und die Spielregeln, die in ihr verabredet sind, ohne Einfluß bleiben.

Wer alleine ist, ist unzufrieden. Das gilt für die meisten, aber eine Minderheit ist auch gerne alleine und so zufrieden. Männer empfinden den Zustand des Alleinseins nicht nur als sexuelles sondern auch als soziales Defizit. Teil eines Paares zu sein und die sexuelle Bedürfnisbefriedigung innerhalb der Paarbeziehung zu organisieren, ist für Männer ein wichtiges indentitätsstiftendes Merkmal. Außerhalb der festen sexuellen Partnerschaft hatten 28 Prozent der Männer und ein Viertel der Frauen sexuelle Beziehungen. Die meisten heimlich still und leise. Besonders Verheiratete entwickeln im Falle der »Untreue« kein großes Mitteilungsbedürfnis gegenüber dem »betrogenen« Partner, während in der »Quasi-Ehe« diesbezüglich das offene Wort bevorzugt wird.

Familienplaner und Bevölkerungsexperten werden erleichtert zur Kenntnis nehmen, daß sich zwei Drittel der Befragten – Männer wie Frauen – Kinder wünschen. Die Freude darüber wird aber möglicherweise getrübt, wenn sie erfahren, daß für ein Drittel der »Kinderwilligen« Wunsch und Wille nicht an eine »Ehe« gebunden sind – für sechs bis neuen Prozent sogar nicht einmal an eine »feste Beziehung«. Wer nun glaubt, und möglicherweise hofft, die von Studenten gewählten Lebensformen seien ideologisch überhöht und Ausdruck einer politisch motivierten Entscheidung, der irrt. Solche Einflüsse sind kaum meßbar. Zwar kann man sagen, daß verheiratete Studenten eher konservativ eingestellt sind als Studenten, die in einer »Quasi-Ehe« leben, doch sind die Unterschiede und Trends so gering, daß Clements Schlußfolgerung nachvollziehbar ist: »Wir können also die äußere Partnerschaftsform – verheiratet oder ledig, zusammen oder getrennt wohnend – als weitgehend ideologieneutral bezeichnen«.

Die Diskussion um neue Lebensformen, die in den 60er Jahren mit den Auseinandersetzungen über die Kommunen eins und zwei ihren Höhepunkt hatte, war Ausdruck einer Suche nach emanzipatorischen Veränderungsstrategien. Diese politischen Absichten waren auch noch in der ersten Phase von WG-Gründungen spürbar, während man heute von Alltagsnormen sprechen muß, die für große Bevölkerungsteile ohne bewußte Veränderungsabsicht gültig sind. Die »Quasi-Ehe« *will* nicht länger Alternative sein zur traditionellen Ehe und Kleinfamilie. Gerade weil sie nicht will, ist sie es: eine von einem breiten gesellschaftlichen Konsens akzeptierte Partnerschaftsvariante ohne politisch-ideologischen Hintergrund und ohne den Hauch des Besonderen. Man wird sich lange streiten können über den Aussagewert von Clements Datenmaterial – über den Aussagewert von Repräsentativ-Untersuchungen zum Sexualverhalten von Menschen überhaupt. Welche emotionale Bedeutung die von Clement registrierten Veränderungen für das Lebensgefühl der heutigen Studentengeneration haben, wäre wohl nur in Verbindung mit weiteren Daten, die mit anderen Techniken und Methoden erhoben wurden, zu beantworten.

Global betrachtet läßt sich zweierlei feststellen: Im Verlaufe eines Zeitraums von rund zwanzig Jahren hat sich das Sexualleben von Studenten sowohl auf der Verhaltens- wie auf der Einstellungsebene bemerkenswert verändert. Und: die Ideologie der »geistig moralischen Wende« nimmt verstärkt Einfluß auf moralisch besetzte oder besetzbare Themen. Eine Gegenreaktion. Erstaunlich daran sind aber nur die aufgeschreckten und panischen Reaktionen derer, die sich von der konservativen Werteoffensive bedroht oder gar schon überrannt fühlen. Auch in den Zeiten sozialliberalen Wohlbehagens, an die sich viele heute wehmütig erinnern, kam die ideologische Auseinandersetzung nicht zum Stillstand. Das wird oft vergessen. Der konvervativ-reaktionäre Einfluß war damals nur weniger wirksam. Die Entwicklung neuer Lebensformen und die Herausbildung neuer Beziehungsnormen, die heute für eine große Minderheit bereits zu Alltagsnormen geworden sind, wurden in gesellschaftlichen Auseinandersetzungen und oft auch in individuellen Kraftakten erkämpft und durchgesetzt.

Die oft bangen Fragen nach der »Zukunft der Sexualität«, die heute an allen Ecken und Enden zu hören sind, belegen nur drastisch, wie verprivatisiert und entpolitisiert heute sexuelle Fragen diskutiert werden, Fragen, die einmal als gesellschaftliche und damit politische verstanden worden sind.

Es kann daher nicht verwundern, daß erneut ausgerechnet die Themen politisch strittig sind, die schon immer strittig waren. Manche reaktionäre Sexualnorm, manche konservative Vorstellung über Geschlechterrollen wird geschickt in Gesetzestexte verpackt und so unauffällig dem gesellschaftlichen Wertesystem untergeschoben.

Anderes wird offen ausgetragen, wie die Diskussion um den Paragraphen 218, die vom katholischen Klerus ständig am Kochen gehalten wurde, bis sie endlich vom politischen Katholizismus aufgegriffen und erneut serviert wurde.

Hauptadressat der konservativen Veränderungsbestrebungen sind Frauen, deren neues Rollenverständnis infrage gestellt wird – mit allen Folgen, die das auch für das Sexualerleben von Frauen haben wird, sollte die reaktionäre Werteoffensive nicht politisch abgewehrt werden. Auch Homosexuelle wurden spätestens mit der Affäre Wörner-Kiesling aus ihrer trügerischen Sicherheit und ihrer gefährlichen Selbstgenügsamkeit gerissen.

Es wäre heute zu früh, den historischen Stellenwert aller Veränderungen im Sexuellen bestimmen zu wollen. Das nicht erst gestern erwachte Interesse an kultur- und sittengeschichtlichen Entwicklungsprozessen, das vom Geschmack zum Geruch, von der horizontalen zur vertikalen Bewegung keine sinnliche Erfahrung ausläßt, ermöglicht gewisse Rückschlüsse auf den zeitlichen Ablauf von Norm- und Werteverschiebungen. Einerseits erweisen sich die jeweils herrschenden Normen als zählebig und beharrlich. Sie behaupten sich über Jahrzehnte, oft über Jahrhunderte. Andererseits vollzieht sich der Wechsel zur neuen Norm dann oft sprunghaft innerhalb einer kurzen Zeitspanne. Die Jahre nach dem 2. Weltkrieg bis heute könnten einmal von Historikern als entscheidende Phase der Normverschiebung im Sexuellen eingeordnet werden.

Von heute aus gesehen kann man allerdings über den Fortbestand und die Behauptungskraft dieser neuen Normen nur spekulieren. Es empfiehlt sich, an den Ausgangspunkt der sexualpolitischen Bewegung zurückzukehren und Diskussionen über die Rolle des Sexuellen wieder zu beleben, Diskussionen, die ihrerseits an theoretische Auseinandersetzungen in den 20er Jahren dieses Jahrhunderts anknüpften. Die *Sexualkampagne* der antiautoritären Schüler- und Studentenbewegung konzentrierte sich ganz auf die subjektive Seite des Sexuellen. Das Subjektive ist auch im Visier der heute von der Reaktion angezettelten Wende-Kampagne, die nur deshalb nicht Sexualkampagne genannt werden darf, weil sie ihre sexualpolitischen Ziele mehr unterschwellig anstrebt.

Die Sexualkampagne der 60er Jahre war offen politisch. Sie setzte nicht einfach nur auf die individuelle Übertretung von Normen, sie propagierte vielmehr eine offensive und kollektive Bejahung neuer Normen und den bewußten Bruch mit tradierten Wertvorstellungen. Ehe und Familie als Stützen des herrschenden Systems standen zur Disposition. Die Sexualkampagne hatte aber auch, wie so viele andere Aktivitäten der Studentenbewegung, keine Zeitperspektive. Sie wirkte nicht nur als Provokation, sie weckte auch Illusionen über das, was in kürzester Zeit erreichbar sein sollte, und zog entsprechende Frustrationen nach sich, als sich die aufgegeilten Phantasien nicht umgehend in eine befreite Praxis umsetzen ließen.

Mehr noch: Die Aktivisten der Sexualkampagne mußten erleben, wie die subversiv gemeinten sexualpolitischen Vorstellungen jener Zeit stillschweigend immer mehr von den Interessen der Kapitalverwertung in Dienst genommen wurden. Herbert Marcuse und Reimut Reiche, um zwei zu nennen, deren theoretische Arbeiten damals die Diskussion entscheidend beeinflußten, haben sich nicht nur mit der subjektiven Seite der sexualmoralischen Verschiebungen auseinandergesetzt, sie haben auch deren objektive ökonomische Bedingungen beschrieben. Sie wiesen nach, daß die mit viel Emphase vorgebrachten sexualpolitischen Forderungen alles andere als im Widerspruch zu den Kapitalinteressen hochentwickelter Industrienationen standen.

In dem ständig von der Sättigung des Marktes bedrohten System war ein neuer Konsumententypus gefragt, der mobil und flexibel auf das Angebot an Konsumgütern reagierte und dabei ein unersättliches Bedürfnis nach immer neuen Produkten entwickelt. Dieser neue Sozialcharakter hatte sich radikal von jenem unter Mangelbedingungen und Verzichtbereitschaft geprägten Typus der Nachkriegszeit zu unterscheiden. Es galt, die herrschende Verzicht- und Aufschiebemoral an allen Fronten zu zerschlagen: Greift zu bei jeder Gelegenheit, konsumiert bis zur Besinnungslosigkeit, seid mobil und flexibel, denn ihr lebt nur einmal und sei es auf Kredit.

Wer heute aus Angst vor neuen Verboten und deren repressiver Durchsetzung nach »der Zukunft der Sexualität« fragt, muß deshalb untersuchen, ob sich die Verwertungsbedingungen des Kapitals so radikal verändert haben bzw. verändern werden, daß ein neuerlicher Wandel des Sozialcharakters im Interesse der Systemerhaltung erforderlich ist.

Auf den ersten Blick spricht einiges dafür, denn im Zeichen der Krise wird zunehmend an die Opfer- und Verzichtbereitschaft der Bevölkerung appelliert. Es scheint, als sei der Einzelne als Konsument immer weniger gefragt, weil alle volkswirtschaftlichen Anstrengungen in den Ausbau des Rüstungssektors münden, der Staat und sein Militärapparat also den gesellschaftlichen Reichtum 'konsumieren'. Während sich zu Beginn der Liberalisierungsphase die Frage nach »der gesellschaftlich verändernden Potenz der Sexualität« (Clement) stellte, stellt sich heute die Frage nach der die Sexualität verändernden Potenz des Politischen.

Was in den USA unter dem Kampagne-Namen »moral majority« aggressiv und offensiv auftritt und sich hier im Umfeld rechtsradikaler Gruppen und Teilen des christdemokratischen Lagers versammelt, ist als Bedrohung ernst zu nehmen. Und doch ist nicht jede Normverschiebung im Sexuellen und nicht jede Einstellungsveränderung als Symptom der Rechtsentwicklung und Sieg von law and order zu deuten.

Manches von dem, was heute an sexuellen Ansprüchen zurückgeschraubt wird, war überdreht und wurde nie anders denn als Überforderung erlebt. Denn in den zwanzig Jahren »sexueller Liberalisierung« hat das Sexuelle nicht nur die Schubkraft der Emanzipation freigesetzt, es ließ auch den Mechanismen des Marktes freien Lauf und leitete damit seine eigene Vermarktung ein. Unter dem modischen Druck, alles und jedes mitmachen zu müssen, und dem zwanghaften Bedürfnis, immer und überall mithalten zu können, haben sich viele Menschen sexuellen Erfahrungen ausgesetzt, die über den Erlebniswert anstrengender Experimente nicht hinausgingen. Auch die Sexualwissenschaften – allen voran die in den USA – mit ihrer sexualtechnokratischen Orientierung und ihrer Fixierung auf den Orgasmus (möglichst oft und möglichst gleichzeitig) haben zur Herausbildung einer sexuellen Leistungsnorm beigetragen, der sich heute manche Frau und mancher Mann nur zu gerne entziehen. So trifft die konservative Werte-Wende von oben auf einen gewissen Erschöpfungszustand unten. Das Gefühl, über seine Verhältnisse gelebt zu haben, und das Bedürfnis nach einer Atempause waren lange vor Ausbruch der AIDS-Hysterie zu beobachten.

Hier nun setzt die aus den USA importierte Kampagne für »safer sex« an: Es genügt nicht, zu lassen, was man nicht mag; man soll es auch hassen. Was hier eröffnet wird, ist die Sexfront der »law and order«Politik, der es eben nicht genügt, wenn die Staatsgewalt respektiert wird, sondern die darauf besteht, daß man die Bullen liebe.

Konkret 11/85, S. 60

Alfred Hrdlicka

Die Kunstgeschichte und die Vorsehung oder: Wie man eine Totgeburt am Leben hält

1945 - 1985. Kunst in der Bundesrepublik Deutschland. Eine Ausstellung in der Nationalgalerie Berlin

Anläßlich der documenta IV rief mich Günther Engelhard in meinem Wiener Atelier an, um mich zu fragen, ob ich nicht Lust hätte, in »Christ und Welt« etwas darüber zu schreiben, was ich bejahte, allerdings unter der Bedingung, nicht nach Kassel reisen zu müssen, hatte ich doch unlängst wo gelesen, daß Vasarely seine Entwürfe zur Herstellung von Siebdrucken, in Maße und Farbwerte aufgeschlüsselt, telephonisch durchgibt. So rational und rationell geht's heute in der Kunst zu, und was für ein Bildwerk gut genug, würde doch auch für eine Ausstellung reichen.

Heute rief KONKRET aus Hamburg bei mir an und stellte ein ähnliches Ansinnen: Was ich von der Ausstellung in der Berliner Nationalgalerie halte. Man hätte gern eine Stellungnahme von mir, es müßte ja keine Ausstellungsbesprechung sein. Ich sagte zu – warum nicht? Ich halte es ohnehin für wichtiger, den Ausstellungsmacher zu kennen als die ausgestellten Werke, da meiner Überzeugung nach Kunst vom Hängen kommt.

Über Veranstaltungsverunstaltung der bildenden Künste habe ich mich ja schon vor gut zwanzig Jahren ausgelassen, und, wie ich mir schmeicheln darf, dabei vieles vorweggenommen, was manchen allmählich dämmert, so zum Beispiel, daß das Avantgardegehabe zumeist nur Anpassung war, und daß die sich unpolitisch gebende Kunstbetriebsnudel mit schuld ist an einem Kunstbetrieb, der, wie Beaucamp in der »FAZ« schreibt, »hinter der Praxis in Literatur, Musik oder Theater herhinkt«.

In der »Süddeutschen« sieht Westkunstkommissar Laszlo Glozer die Sache allerdings anders. Er glaubt, daß die Nachkriegskunst steht und fällt mit dem Arrangement, womit meine Theorie bestätigt ist, daß es den Leuten vor allem darum gegangen ist, sich zu arrangieren.

Zur Eröffnung der Berliner Nationalgalerie, 1968, wurde Mondrian gezeigt. Einige Aktivisten aus der Szene, Kunstundergroundler etc., nahmen dies zum Anlaß, mein Roll over Mondrian-Pamphlet unter den Festgästen zu verteilen, wofür ich mich noch nachträglich bedanken will, obgleich es mir einen Rüffel des damaligen Direktors Werner Haftmann eingetragen hat. Mit seinem Nachfolger Dieter Honisch habe ich mich vor einigen Jahren beim Basler Kunstmarkt en passant zerstritten, war er doch zusammen mit dem Direktor der Stuttgarter Staatsgalerie, Peter Beye, (der hat mich auch nicht mehr lieb!) verantwortlich für den bundesdeutschen Beitrag, der einen ähnlichen Anspruch stellte wie die jetzt laufende Ausstellung in Berlin und der in seiner uniformierten Langeweile und saturierten Ignoranz zum Kotzen war. Nun: ganz gleich, was man von dem Zeug hält, das ich produziere, für das Nachkriegsdilemma in der Bildnerei hatte ich als »kunstschaffender Kunstschriftsteller« ein untrügliches Gespür, und so muß ich mich, mit Verlaub, selbst zitieren:

In der Bildenden Kunst wurde die Neutronenbombe längst hypothetisch gezündet: Das anpassungsfähige, experimentierbeflissene Meerschwein Künstler hat in großer Zahl zufriedenstellend darauf reagiert und den Menschen aus seiner bildnerischen Vorstellungswelt eliminiert. Ein Weltbild ohne Menschenbild, dominiert von Quadraten, Ornamenten, Strukturen, Nirostaplatten und -röhren, Stangen, Kugeln, Würfeln und ähnlich aufregenden und gestaltungswürdigen Bildinhalten. Wenn man den Experten Glauben schenken darf, liegt die Bildnerei damit ganz weit vorn, bleibt nur zu wünschen, daß Oscar Wildes »Die Natur ahmt die Kunst nach« in naher Zukunft Wirklichkeit wird. (KONKRET-Literatur 1983)

Wie ich meinen Herrn Direktor Honisch kenne, wird es so ähnlich in der extra leergeräumten Mies-Halle zugehen.

Es stellt sich die Frage, wie kann ein Kunstbetrieb ohne Funktionäre auskommen? Schwerlich. Aber man sollte das Kind beim Namen nennen und nicht so tun, als sei der Kunstfunktionär der Hüter der künstlerischen Freiheit. Ihn bloß als notwendiges Übel hinzustellen, wird der Sache sicher nicht gerecht, aber es ist nicht zu übersehen, daß der »Apparat« Apparatschiks hervorgebracht hat, die den Anspruch erheben, Gralshüter der Qualität zu sein, einer Qualität, die sie kräftig mitmanipulieren.

Das Dilemma besteht darin, daß die Kunstbetriebsfunktionäre in der Regel Kunstgeschichte studiert haben, also eine Wissenschaft, die nach Tunlichkeit zu objektiver, soweit dies überhaupt möglich, Bestandsaufnahme verpflichtet, aber als Macher in Jurys sitzen, bestimmte Künstler, Kunstrichtungen und Galerien bevorzugen und hinter dem Anspruch der Objektivität Kunstpolitik betreiben. Der Historiker als Macher. Golo Mann mit Bundeskanzlerambitionen. Sicher, viel schlechter als Kohl wäre er auch nicht, aber, um auf die Kunstgeschichte zurückzukommen, irgendwo müßte doch Gewaltentrennung herrschen.

Die Kunstgeschichte auf das eigene Faible zurechtzustutzen wurde nach '45 gang und gäbe, und etwas anderes hat Herr Honisch in der Nationalgalerie nicht getan. Um jetzt ein wenig unfair zu werden: Doktor Honisch hat in der letzten Zeit seiner Tätigkeit im Stuttgarter Kunstverein, also Ende der sechziger Jahre, neue Figurationen oder Figurative, ich weiß den Titel nicht mehr so genau, vorgestellt, Baselitz, Schönholtz, Wintersberger etc., aber eines Abends zu vorgerückter Stunde konnte er sich nicht verkneifen, mir sein Herz auszuschütten: »Jetzt kriechen diese Realisten« – Gegenständlichen, oder wie er sich ausgedrückt hat – »wieder aus ihren Löchern, wittern Morgenluft.«

Sicher waren die Pressuregroups (Interessenverbände, die, oft mit Druckmitteln, Einfluß zu gewinnen suchen, im Duden nachzuschlagen. Vor Preßwurst!) der Abstraktion davon überzeugt, daß ihre Kunst die der Zukunft sein wird, sie waren sozusagen beleidigt, weil die Kunstgeschichte plötzlich einen Knick erfuhr. Ähnlich hat, das sei ohne Bosheit gesagt, auch Dr. Goebbels argumentiert, als das Dritte Reich im

Zusammenbrechen war: er meinte, die Geschichte könne es nicht zulassen, daß Deutschland den Krieg verliert. Abgesehen davon, daß die Vorsehung schon von Hitler über Gebühr strapaziert worden war, historisches Sendungsbewußtsein vermanscht mit Pragmatismus kann leicht ins Auge gehen.

Was Glozer Honisch vorwirft, sind Regiefehler, es zeigt aber nicht den leisesten Ansatz zu Systemkritik. Was ich unter System verstehe? Nach 1945 wurde das Haus der Kunst abgeschafft und ein imaginäres Haus der Westkunst errichtet. Bundesweit wurde zur Erfassung der modernen Kunst ein Netz von Museen und Kunstvereinen installiert, deren verantwortliche Gremien, Direktor und Mitarbeiterstab, die künstlerische Freiheit verwalten, was im Laufe der Jahre immer perfekter ausgeübt wurde. Man kann ohne Übertreibung sagen, daß Mitarbeiter oder Ausstellende, die nicht den »Avantariernachweis« erbringen konnten, wenig Chancen hatten. Das System wurde immer rigoroser, was nicht nur als Böswilligkeit zu bewerten ist, sondern in der Natur der Sache liegt.

Die Blockwarte der modernen Kunst sollten einmal über ihre Funktion nachdenken und sich weniger über die Kunst auslassen. Besonders eklatant wird es, wenn alle paar Jahre die documenta, sozusagen der Reichsparteitag der Bildnerei, eine Führungspersönlichkeit sucht, die nach ihrem Konzept die Kunst vorbeidefilieren läßt. Wenn die dann so die Parade abnimmt, fragt man sich, was sich da eigentlich geändert hat.

1945 wurde Schwarz-Weiß-Rot eingeholt, die weiße Fahne der Kapitulation – Bettlaken, Tischtücher, Taschentücher, Wäschestücke – kündete vom Ende einer großen Zeit, nur die schwarze Trauerfahne wollte so recht niemand hissen, man war bemüht, so schnell wie möglich das schwarzrot-goldene Zeitalter des Wiederaufbaus in Angriff zu nehmen und sich der Kunst der Sieger anzupassen, um nicht nur politisch und wirtschaftlich sondern auch kulturell ein vollwertiges Mitglied der westlichen Allianz zu werden. Nicht Blut und Boden sondern Fortschritt und Experiment hieß die neue Botschaft und nichts lästiger als die »Niemals-vergessen-Brüder«. Man hatte Wichtigeres zu tun als der fünfzig Millionen zu gedenken, die angeblich im Zweiten Weltkrieg ins Gras gebissen, oder, wie Heine so schön sagt: »ich habe weit besseres Verlangen«.

Die Nackten und die Toten wurden als Literatur akzeptiert, aber literarische Malerei – das machen heutzutage nur mehr die Russen mit ihrem Scheißsozialistischen Realismus. Das Absurde an dieser inhaltsverdrängenden antiliterarischen Malerei ist nur, daß sie einen gigantischen Wust an Interpretationsliteratur hervorgebracht hat; der für Mitte Oktober angekündigte Katalog verspricht ein Monument der Beschwatzigkeit zu werden. Da steht uns was ins Haus, ins Haus der bundesdeutschen Kunst, habediehre! (Habe die Ehre!)

Konkret 11/85, S. 68

Hans-Joachim Schlegel

Eisensteins Walküre

Richard Wagners »Ring der Nibelungen« als antifaschistisches Revolutionstheater? 1940 brachte Sergej Eisenstein eine Inszenierung von Wagners »Walküre« auf die Bretter des Moskauer Bolschoj-Theaters als den Versuch, den frühen Richard Wagner, noch voller rebellischer Ideen im Geiste der Revolution von 1848, nicht der faschistischen Deutschtümelei zu überlassen. Die Inszenierung erlebte nur wenige Aufführungen

Am 20. Dezember 1939, also rund vier Monate nach Molotovs und Ribbentrops Unterzeichnung eines deutsch-sowjetischen Nichtangriffspaktes, schlug der Intendant des Moskauer »Bolschoj-Theaters« dem Filmregisseur Sergej Eisenstein eine Inszenierung von Richard Wagners »Walküre« vor. Und dieser, vor allem wegen seines Revolutionsfilms »Panzerkreuzer Potemkin« im damaligen Deutschland besonders verhaßt, nahm das Angebot auch tatsächlich an und machte sich bereits zwei Tage später an die ersten Vorarbeiten.

Das klingt zunächst einmal haarsträubend absurd und mag Uneingeweihten vielleicht sogar tagespolitischen Opportunismus vermuten lassen. Doch »Die Nibelungen« gehörten bereits seit Kindheitstagen zur Lieblingslektüre Eisensteins, der sich zudem noch selbst in seiner radikalsten Avantgardisten-Phase für die Wagnersche Idee eines »Gesamtkunstwerkes« begeistert hatte, das er im Kino, der »Synthese sämtlicher Künste«, realisieren wollte. Im übrigen hatte dieser listenreiche Dialektiker in seinen Filmen hinreichend bewiesen, daß er selbst kontroverse Sujets und Verfahrensweisen durchaus umzufunktionieren verstand. Vergessen sollte man schließlich nicht, daß Anatolij Lunatscharskij, der erste Volksbildungskommissar, gleich nach dem Oktober 1917 für eine Propagierung der Frühschriften Richard Wagners gesorgt hatte, die noch voller rebellischer Ideen im Geiste der Revolution von 1848 sind.

Völkisch-irrationaler Mystizismus à la Bayreuth war von dem »Potemkin«-Regisseur mit Sicherheit nicht zu erwarten. So etwas hatte ihn schon an Fritz Langs »Nibelungen«-Film gestört, der ihm für einige Zeit sogar den Geschmack an dieser Lieblingsgeschichte seiner Kindheit verdarb: »Durch Wagner wurde dann einiges korrigiert, aber er brachte mir nicht die Begeisterung für das germanisierte Epos zurück; sondern für die nordische 'Edda', den Baum Yggdrasill und die ganze wundersame Kosmogonie in den Gestalten des hohen skandinavischen Nordens«. Der deutsche Botschafter in Moskau wußte sicher nicht, daß Eisenstein während der »Walküre«-Inszenierung auch noch an einem Drehbuch über die »Affäre Bejlis«, einen Fall von antisemitischem Rassenwahn im zaristischen Rußland, arbeitete. Und ganz bestimmt kannte er auch nicht die leider immer noch unveröffentlichten Arbeitsnotizen Eisensteins, die eindeutig die antifaschistisch-humanistische Konzeption dieser »Walküre«Inszenierung belegen. Aber er hatte ganz offenbar ein sicheres Gespür für das, was hier geschah. Er soll sogar ganz offiziell beim sowjetischen Außenministerium gegen diese »jüdisch-bolschewistische Verfälschung Richard Wagners« Einspruch erhoben haben, wofür die Absetzung dieser Inszenierung kurz nach ihrer Premiere am 21. November 1940 spricht: Josef Stalins Regierung versuchte dem Geist des Nichtangriffspaktes peinlich genau zu entsprechen und alles zu vermeiden, was Hitler-Deutschland reizen konnte.

Möglicherweise erinnerte sich besagter deutscher Botschafter an ein Interview, das Eisenstein 1932, also kurz vor der Machtergreifung der Nazis, einer Berliner Zeitschrift gegeben hatte: Unter anderem erwähnte er dabei ein Filmprojekt, das unter dem Titel »Götterdämmerung« den Verfall der kapitalistischen Gesellschaft behandeln sollte. 1940 merkt Eisenstein hierzu in einem Aufsatz differenzierend an: »Der Film sollte den Niedergang der kapitalistischen Gesellschaft zeigen, und ich schlug vor, auf die damals aufsehenerregende Geschichte vom Verschwinden des 'Zündholzkönigs' Ivar Kreuger, des Finanziers von Löwenstein, aufzubauen, der sich aus einem Flugzeug gestürzt hatte, sowie auf einer Reihe anderer sensationeller Katastrophen mit Vertretern des Großkapitals. Der Titel 'Götterdämmerung' schien mir damals ironisch. Ich hatte mich zu jener Zeit nicht intensiv genug mit Wagner beschäftigt, und es kam mir nicht in den Sinn, daß Wagners 'Götterdämmerung' Ereignissen vorausgegriffen hatte, deren Zeugen wir in unserem Leben waren und die in der ganzen Welt unausbleiblich sind ! «

Wagner also als antikapitalistischer Prophet? In Wagners Schriften findet Eisenstein genügend Zitate, die diese Ansicht bestätigen und auch den »Ring der Nibelungen« in diesem Sinne interpretieren: »Der Fluch des 'Rheingoldes', das seinen Hüterinnen geraubt wird; der Fluch des 'Hortes und des Rings', die einander von Göt**tern,** Gnomen, Drachen und Helden entwendet werden; der Fluch, der sich in einer Kette von Mord, Tod und Verbrechen offenbart – was auch immer für einen Sinn ihm Forscher verschiedenster Richtungen geben mögen – , wurde von Wagner selbst als Fluch des Privateigentums definiert.« Das Überraschende und Widersprüchliche dieser Sichtweise bleibt auch Eisenstein sicher nicht verborgen: »Im großen und ganzen durchzieht der Haß auf das Privateigentum alle Schriften Wagners in sämtlichen Phasen seines Lebens. Als hätte ihn nicht später die Reaktion beeinflußt, als hätten in seine Aufsätze nicht mystisch-religiöse Elemente Eingang gefunden, als hätte sich Wagner nicht selbst dann später von seinem jugendlichen revolutionären Enthusiasmus als von Kindereien und Irrtümern distanziert, als hätte er nicht letztlich in mitunter ungereimter Form versucht, die Grundursachen dieses Übels aufzudecken, durchdringt dieses 'Leitmotiv' des Hasses auf die Institution des Privateigentums unvermeidlich und beharrlich die Mehrzahl seiner Aufsätze, sogar die rein ästhetischen.«

Aus solcher Sicht wird die »Götterdämmerung« zum »zerstörerischen Bild der Vernichtung alles von ihm (Wagner) Gehaßten«. Und hier geht Eisenstein dann einen entscheidenden Schritt in durchaus aktuellem Sinne weiter. Das »bleiche Metall, dem wir kriecherisch und sklavisch untertan sind« (Wagner), der Fluch des Geldes und des Privateigentums bleibt für ihn weiterhin das »Zentralthema« des »Rings«. Doch die »Walküre« ist für ihn das philosophische Kernstück der Tetralogie in einem gesellschaftlich sehr viel tiefergehenden Sinne. Denn hier zeigen sich die Folgen der Eigentumsfrage: Die Gier nach dem Geld spaltet die Gesellschaft und die Prinzipien mitmenschlichen Seins. Wotan, der uralte Gott, ist nicht mehr frei, sondern belastet vom Fluch des Goldes, und er wird für Eisenstein zugleich zur Inkarnation des Anarchismus der Gefühle, der Negation sämtlicher Gesetze. Seine Frau Fricka ist als Gegenpol hierzu Repräsentantin einer »formalistischen«, »sterbenden und erstickenden Moral«, die strenge Hüterin »übermächtiger Ordnungsstrukturen« und damit Antizipatorin der künftigen Klassengesellschaft. In beiden Prinzipien aber sieht Eisenstein die Quellen des Faschismus, dem als historische Alternative Brünnhilde entgegensteht, die »Trägerin sämtlicher Ideale der Menschheit«. Sie wird zur tragischen Figur, weil die Zeit, die historischen Bedingungen noch nicht reif sind für das, was sie verkörpert, was erst »in unserer kommunistischen Epoche« Realität werden wird.

In den unveröffentlichten Arbeitsnotizen notiert Eisenstein am 24.12.1939, also gleich zu Beginn des Inszenierungskonzepts:

»It's time to begin to think about the treatment. Wahrscheinlich geht unsere Auffassung des Stücks *from the unhuman to the human.* Das Thema... Humanismus (Humanität). Das Thema – die Menschlichkeit. Der Mittelpunkt des Stückes: Brünnhilde öffnet sich den menschlichen Gefühlen. Für die Liebe öffnet sie sich in 'Siegfried'. Für den Haß – in der 'Götterdämmerung'.

Hier aber – der Komplexität der menschlichen Gefühle – indem sie sieht, wie andere einander lieben, auch über Mitleid und Selbstaufopferung. (What is fascistic in this play, wonder?!!!)

Wotan ist in gewissem Maße Hunding 'im Weltmaßstab'.«

Mit damaligen Bayreuther Konzepten hatte das gewiß nichts mehr zu tun. Dem Mythos wendet sich Eisenstein nicht etwa aus Lust am Irrationalen und an Mystifizierungen zu. Sein Mythosbegriff ist aufklärerisch. Im gesellschaftlichen, aber auch im philosophischen und psychoanalytischen Sinne. Alle seine Filme basieren auf »Urmythen«, auf einer »Syntax ewiger Sujets«. Auf solche Weise kann die Agitation für eine Milchmaschine auf den Mythos vom Heiligen Gral und auf die biblische Geschichte von Moses und dem Felsen zurückgreifen .

Eisenstein ist sich hierüber spätestens um 1928 sehr klar. Und er kennt auch den Zusammenhang mit C.G. Jung, dessen These vom Unterbewußtsein der Menschheit, das sich in die alten Mythen eingeschrieben hat, Eisenstein filmisch gezielt zu nutzen versucht: Die »Syntax ewiger Sujets« ermöglicht ein Operieren an der Nahtstelle von Unterbewußtem und Bewußtem: Appelle an Unterbewußtes, die den Blick schärfen für generelle Zusammenhänge, die bewußtem Erkennen auf die Sprünge helfen sollen. Am Mythos interessiert Eisenstein das Grundsätzliche, das ewig Gültige seines Inhalts und nicht etwa Ausschmückung von Details. Dies findet seinen Niederschlag auch in der Konzipierung von Bühnenbild und -ausstattung: Statt »Hühnerfedern an den Helmen der Walküren« kam es ihm hier auf »scharfe Bronzekonturen« an: »Wenn man vom Realismus einer Wagner-Aufführung spricht, so sollte man nicht so verfahren, wie manche (ja sogar viele), die davon ausgehen, daß Realismus genaue Milieudarstellung bedeutet. Eine realistische Erarbeitung des Wagnerischen Wertes bedeutet keinesfalls, daß auf der Operbühne nun nordisches, fränkisches oder altgermanisches Milieu reproduziert werden müsse (...) Das Realitätsgefühl, das wir auf der Bühne vermitteln wollen, entspringt nicht etwa einer peniblen Wirklichkeits- und Naturkenntnis, sondern einem Wissen über jenen emotionalen Komplex, in dem der Mensch der Urgesellschaft aufgrund vielfältiger Naturphänomene befangen ist.«

Der Weg ins »Bolschoj-Theater«, das für ihn noch Jahre zuvor ein Symbol der »alten«, der abgelehnten »passiv-ornamentalen« Kunst war, muß Eisenstein auch 1940 noch ziemlich schwergefallen sein. Und so

wollte er zumindest die Grundprinzipien seines ästhetischen Willens mit dorthin nehmen. Neben akzentuierter Distanz zu allem Ornamentalen war das vor allem auch die Ablehnung alles Illusionären: Die »Walküren«-Musik muß für ihn »erkennbar, sichtbar sein. Ihre Sichtbarkeit muß scharf skizziert, fühlbar, wechselhaft, gegenständlich sein«. Oder an anderer Stelle: »Der Höhepunkt des Walkürenritts bestimmt die szenische Gestaltung des ersten 'Ring'-Tages: Sichtbarkeit, Gegenständlichkeit, Stofflichkeit, Aktivität. Eine Aktivität, die szenisch vertikal nach oben und räumlich durch eine Orientierung auf die reale Tiefe der Bühne dargestellt wird. Aktivität, die in der Bühnenhandlung dargestellt wird durch eine Mobilität von Menschen und Dekorationen, die Ausdruckskraft der plastischen Inszenierung, durch das Spiel von Licht und Feuer«. Besonders »das Spiel von Licht und Feuer« beschäftigt Eisensteins Phantasie. Und er versuchte hiermit – trotz großer technischer Probleme, von denen er in seinen Memoiren berichtet – einen besonderen Höhepunkt zu setzen, der sogar schon »erste Schritte eines praktischen chromophonen Kontrapunkts – der Vermischung der Tonsphäre mit dern Bereich der Farben« enthielt.

Zentrales statisches Motiv ist die Weltenesche Yggdrasill, der Inbegriff, das Symbol eines »Weltsystems«, »das Prinzip des Lebens an sich, das Bild des Lebensprozesses«. An dieser Stelle bekommt das Inszenierungskonzept unverhofft eine ausgesprochen aktuelle Nuance. Der »Fluch des Geldes« hat nicht nur die zwischenmenschlichen Verhältnisse zerstört und die Gesellschaft aufgespalten: Er hat auch den notwendigen, ursprünglichen Einklang des Menschen mit der Natur zerrüttet. Für Eisenstein war das schon immer ein Thema. Selbst in einem Film wie »Die Generallinie« (beziehungsweise »Das Alte und das Neue«), wo das technische Wunderwerk einer Milchmaschine zum Gralskelch der Erlösung aus dörflicher Unterentwicklung wurde, bastelt er an der Utopie einer Wiederversöhnung von Menschen, Natur und Technik: »Vorwärts zur Natur!« müsse die Losung heißen, wie er in dieser Zeit zu Robert Flahertys Film »Nanook of the North« anmerkt.

Um »Versöhnung« und Wiederherstellung ursprünglichen Einklangs geht es Eisenstein in der gesamten »Walküre-Inszenierung. Und das gilt wiederum auch im Formalen. Zur Licht-Ton-Kontrapunktik des »Feuerzaubers« im Finale merkt er an: »Der das gesamte Schauspiel durchziehende Gedanke einer synthetischen Verschmelzung von Emotion, Musik, Wirklichkeit, Licht und Farbe wird hier von jener Bildgestalt einer 'nicht gleichgültigen Natur' gekrönt, wie sie dem Menschen vorschwebte, der Legenden und Mythen schuf.« Damit ist auch eines der entscheidenden Stichworte von Eisensteins Denken gefallen, der Hinweis auf dessen unaufhörliche Sehnsucht nach der allumfassenden Synthese. Und dies ist sicher auch eine der wichtigsten Brücken zu Richard Wagner, dem Propheten des »Gesamtkunstwerks«.

Konkret 11/85, S. 72

Elmar Kraushaar

Mein Freund Harvey

Die US-Homosexuellen-Bewegung hat ihren Märtyrer. Ein neuer Dokumentarfilm aus San Francisco beweist es

Harvey Milk hatte Angst, Angst davor, daß ihn eines Tages seine politischen Gegner töten könnten. Seit seinem Sieg bei den Distrikt-Bürgermeister-Wahlen im 5. Bezirk in San Francisco am 9. November 1977 bekam er immer wieder Drohbriefe an seinen neuen Arbeitsplatz, dem Rathaus von San Francisco. Milk war der erste offen schwule Kommunalpolitiker, der in ein Stadtparlament einzog, und diese Berufung hatte er vor allem der schwulen Gemeinde zu verdanken, deren Anteil an der Gesamtbevölkerung San Franciscos weit über dem Durchschnitt anderer amerikanischer Großstädte liegt. Mit Milk zogen erstmals auch eine Schwarze, eine Feministin und ein Vertreter der chinesischen Minderheit ins Stadtparlament ein: Anzeichen für eine Neuorientierung der Kommunalpolitik, die sich seit der Wahl des liberalen Senators George Moscone 1975 zum Bürgermeister der Stadt auf eine Beteiligung der verschiedenen Basisbewegungen ausrichtete.

Doch auch die schweigende Mehrheit blieb nicht ohne Stimme: mit Dan White, einem Ex-Polizisten und Feuerwehrmann, wählte sie einen Vertreter, der versprach, »die guten, alten Werte zurückzubringen, die einst Amerika aufbauten«. Und genau jener Dan White, Milks Amtskollege aus dem Büro nebenan, war es, der am 27. November 1978 bewaffnet mit einem Revolver und die Taschen voller Patronen durch ein Seitenfenster – um die Kontrollen am Haupteingang zu umgehen – ins Rathaus einstieg und nacheinander George Moscone und Harvey Milk in ihren Büros erschoß.

Hier setzt der Film »The Times of Harvey Milk« der beiden schwulen amerikanischen Dokumentarfilmer Robert Epstein und Richard Schmiechen ein: Diane Fienstein, Präsidentin der Distrikt-Bürgermeister, tritt vor die Mikrofone der Presse und gibt die Ermordung der beiden Politiker bekannt.

Harvey Milk – erster Märtyrer der amerikanischen Schwulenbewegung? Mit Fotos aus dem Privatleben, mit Ausschnitten aus den Archiven lokaler Fernsehsender und Interviews versucht der Film, darauf eine Antwort zu geben. Harvey Milk, 1930 geboren als Kind jüdischer Eltern der New Yorker Mittelklasse, in den 50er Jahren zunächst Offizier der Marine, dann – zu Beginn der 60er Jahre – Börsenmakler in der Wall Street und Theatermanager am Broadway, kommt Anfang der 70er Jahre nach San Francisco. In der Castro Street eröffnet er zusammen mit seinem Freund einen Fotoladen. Hier in der »befreiten Zone« des 5. Bezirks, wo sich die gay-community konzentriert, beginnt sein politisches Engagement. Er wird aktiv in Bürgerinitiativen und Schwulengruppen und avanciert zu ihrem Sprecher. Nach seinem Wahlsieg 1977 vertritt er nicht nur die Interessen der Schwulen und Lesben, sondern setzt sich auch für die älteren Mitbürger ein, unterstützt die Gewerkschaften und die ethnischen Minderheiten. Er wird zum entschiedenen Verfechter einer Mietpreisbindung und der Einschränkung der Bodenspekulation, und bringt eine Beschlußvorlage ein, das Konsulat Südafrikas in San Francisco zu schließen.

Bundesweit bekannt jedoch wird Milk schließlich durch sein vehementes Eintreten gegen den Versuch von John Briggs – einem ultrakonservativen Senator aus Orange County – durch eine Volksbefragung die kalifornischen Wähler darüber entscheiden zu lassen, ob Schwule oder Lesben an staatlichen Schulen unterrichten dürfen. In harten, via TV landesweit ausgestrahlten Debatten widersetzt sich Milk den bornierten Argumenten von Briggs, und gewinnt dabei an Popularität und an politischem Einfluß. Selbst der damalige US-Präsident Jimmy Carter fühlt sich bei einer Wahlveranstaltung in Kalifornien gedrängt, gegen Briggs Stellung zu beziehen, ebenso der damalige Senator Ronald Reagan.

Die Volksabstimmung bringt den kalifornischen Lesben und Schwulen einen eindeutigen Sieg, beinahe 60 Prozent der Wählerschaft stimmen gegen den Antrag von Briggs, in San Francisco sind es 75 Prozent.

Der emphatische Sieg von Milk wird zur größten politischen Niederlage für Dan White. Der Vertreter der »moral majority« tritt von seinem Posten zurück, verläßt als Verlierer den Ort der Auseinandersetzungen, kehrt jedoch am folgenden Tag zurück in sein Amt. doch Moscone bestätigt das Rücktrittsgesuch noch einmal. Daraufhin geschieht der Mord.

Als ihm wenige Monate später der Prozeß gemacht wird, präsentiert die Verteidigung einen aufrechten Amerikaner, einen katholischen Familienvater, einen Idealisten, der sich gegen politische Korruption eingesetzt habe. Die Jury der Geschworenen ist ausschließlich besetzt mit ebensolchen ehrenwerten Bürgern – Homosexuelle sind ebenso ausgeschlossen, wie Vertreter anderer Gruppierungen, die ihre politische Meinung nicht mit der von White teilten. Nach elf Tagen wird Dan White wegen Mordes, begangen im Zustand verminderter Zurechnungsfahigkeit – »da er vor der Tat zuviel junk food zu sich genommen hat« – zu 7 1/2 Jahren Gefängnis verurteilt. Nach knapp fünf Jahren Haft, am 7. Januar 1984 wird White aus dem Gefängnis entlassen.

Der Film von Robert Epstein war ursprünglich geplant als ein Porträt von Harvey Milk. Epstein hatte ihn während der Anti-Briggs-Kampagne kennengelernt und gespürt: »Der hat was, dieser Mann ist was besonderes«. Aber »nach dem Mord an Harvey wurde daraus offensichtlich eine größere Geschichte«. In jahrelanger, mühevoller Kleinarbeit wird der Film von

Epstein und Schmiechen in San Francisco und New York zusammengestellt: »Ein Großteil des 300.000-Dollar-Budgets bekamen wir auf ganz unkonventionelle Weise zusammen, 100.000 Dollar von WNET, einem lokalen New Yorker Fernsehsender, ein weiteres Drittel von verschiedenen Stiftungen, unter anderem von der 'United Church of Christ', einer liberalen protestantischen Kirchenvereinigung, und von der 'Playboy' Stiftung. Und den großen Rest bekamen wir von fast 900 privaten Geldgebern aus dem ganzen Land.

Mit seinem Beispiel, der Politik in erster Person, hat Milk ein Großteil zur Veränderung der politischen Landschaft – zumindest – in San Francisco beigetragen: er brachte viele zusammen, die bislang nicht miteinander redeten, sondern sich gegebenenfalls bekämpften, er ermutigte sie zusammenzuarbeiten und politisch miteinander aktiv zu werden. Doch zeigen die Vorkommnisse nach dem Attentat auf Moscone und Milk auch, wie gefährdet die neue Politik ist. Trotz der großen Empörung und Trauer – 45.000 Menschen ziehen in einem Schweigemarsch in der Nacht nach dem Mord durch die Straßen von San Francisco – wird am Tag danach das Verbrechen vom »Chronicle« als »politisch motiviert« dargestellt, und schon einige Tage später warnt Diane Fienstein, Moscones Nachfolgerin, die Schwulengemeinde, müsse die Gefühle und Normen der Mehrheit respektieren.

Am 21. Mai 1979, dem Tag der Urteils-Verkündung für Dan White, spielt der Polizeifunk »Oh Danny boy« und Polizisten tragen »Free Dan White«T-Shirts. In der Nacht danach kommt es zu heftigen Straßenschlachten, vor allem in der Castro-Street. Polizisten verwüsten schwule Lokale und verprügeln wahllos deren Gäste: »Wir haben die Schlacht im Rathaus verloren, diese aber nicht!«

Konkret 11/85, S. 74

Wolfgang Schneider

Dreimal Deutschland über alles
Nationalsozialismus in Marmor und Beton

Wenn die Schlangen vor den Arbeitsämtern länger und die Sozialleistungen kürzer werden, muß den Leuten was Kostengünstiges geboten werden, woran sie sich aufrichten können. Am billigsten kommen immer noch Symbole nationale Größe. Die Bundesrepublik will jetzt gleich drei davon errichten, zwei in Bonn und eins in Westberlin. Wolfgang Schneider hat die Pläne besehen

Vom israelischen Botschafter

bis zum Vorsitzenden der DKP – die einhellig positive Reaktion auf Richard von Weizsäckers Proklamation eines gewendeten nationalen Geschichts- und Selbstverständnisses der Bundesrepublik, die er am 8. Mai dieses Jahres vor dem Bundestag verlas, signalisierte, daß bürgerlich/konservative Ideologen die »geistige Führungsmacht in der Weltinterpretation« (Nipperdey) zurückgewonnen haben. Denn nicht jene vielbeachtete Auflistung kostenneutraler Selbstverständlichkeiten war das Wesentliche dieser 650.000fach und weltweit verschickten Rede – (daß nun auch das bundesrepublikanische Staatsoberhaupt Sowjetbürger, Polen, Sinti und Roma, Homosexuelle, Geisteskranke und kommunistische Widerstandskämpfer zu den Opfern des Nationalsozialismus zählt, hebt deren Ausschluß von 'Wiedergutmachungs'leistungen eben keineswegs auf und kann nur den begeistern, dem selbst derlei 'Einsichten' einige Mühe bereiten) – sondern der »Schlußstrich«, mit dem Weizsäcker in einem Zug sowohl den bundesdeutschen Umgang mit dem Nationalsozialismus 'finalisierte, als auch das internationale Renommée der Bundesrepublik unterstrich. Ihm allein verdankt sich die allgemeine Erleichterung.

Dieser nahezu totale Erfolg einer spezifisch nationalstaatlich orientierten Interpretation auch der jüngsten deutschen Vergangenheit manifestiert sich gegenwärtig auf wenigstens drei verschiedenen Ebenen:

Deutsche Geschichtswissenschaft:

Ab Mitte der 70er Jahre: wachsender Widerstand der Historikerzunft gegen den etwa 10jährigen Vormarsch einer systematisch verfahrenden Wirtschafts- und Sozialgeschichtsschreibung; Renaissance des gründerzeitlichen Historismus, der als Reaktion gegen Aufklärung und revolutionäre Arbeiterbewegungen den Machtstaat verherrlichte, Politikgeschichte auf Biographik verkürzte und eine tradierten Normen verpflichtete nationale Identitätssuche einleitete. Mittlerweile hat sich diese publikumswirksame, weil 'sinnstiftende', 'erzählende' Geschichtsschreibung auch unter (Fach-) Historikern weitgehend durchgesetzt.

Jüngste Beispiele: Die bei Severin und Siedler erscheinende sechsbändige deutsche Nationalgeschichte (»Die Deutschen und ihre Nation«), zu deren Verfassern einige der wichtigsten Propagandisten der 'Wende' in den Geschichtswissenschaften zählen: Horst Möller (»Es darf nicht wiederum passieren, was immer wieder passiert, daß die Geschichte Westdeutschlands mit dem Jahr 1933 begonnen wird... Die Bundesrepublik hat inzwischen eine eigene Geschichte«); Michael Stürmer (»Ich finde, die Gefahr, daß sich in Deutschland das Dritte Reich wiederholt, ist aus der Sicht des Historikers zu vernachlässigen. Geschichte hat sich nie exakt wiederholt«); und Hagen Schulze (»Die Impotenz des großen Geldes«: »Hitlers Kapital steckte nicht in den Börsen der Industriemagnaten, sondern in den Köpfen der Menschen«). Zeitgleich erscheint im Fackel-Verlag, Stuttgart, eine zehnbändige 'Deutschland-Enzyklopädie (»Deutschland – Porträt einer Nation – im Großformat«; Einleitung: Richard von Weizsäcker).

Die Symbolik des Nationalstaats

Erst die Dreieinigkeit von Nationalhymne, Flagge und Hambacher Schloß, die allabendlich das ZDF-Programm beschließt, offenbart die Aggressivität der bundesrepublikanisch-nationalistischen Gestik. Dem »Bericht zur Lage der Nation im geteilten Deutschland« vom 27.2.85 jedenfalls ist »die Vision der Patrioten des Hambacher Festes 1832« ('Errichtung eines deutschen Nationalstaats') Auftrag und Verpflichtung. Bitburg und Hambach gehören so tatsächlich zusammen. Dem ehemaligen SA-Mitglied und späteren Bundespräsidenten Karl Carstens aber genügen Rituale vor Soldatengräbern nicht. Pünktlich zum 50. Jahrestag der Nürnberger Rassegesetze hat er »das Fehlen 'integrierender Symbole« moniert. »Fahnen, Orden, Verfassungstag, der 17. Juni und die Nationalhymne hätten eher schwache Bedeutung im Vergleich zu dem Selbstbewußtsein, das in anderen Ländern durch Krönungen oder Nationalfeiertage mobilisiert werde« (»Welt«). Dann hat er dazu aufgerufen, die Schulen verstärkt »in den Dienst des Vaterlandes zu stellen«.

Institutionalisierung einer positiven Nationalgeschichtsschreibung: Dazu gehören u.a.:

das »Deutsche Historische Museum« in Berlin/West,

das »Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland« in Bonn und

das »Nationale Ehrenmal« für die deutschen Kriegstoten beider Weltkriege, ebenfalls in Bonn.

Obwohl ihre Realisierung unmittelbar bevorsteht, wurden organisatorischer Aufbau und inhaltliche Konzeption dieser Projekte bislang nahezu unter Ausschluß der Öffentlichkeit festgelegt. Lediglich Kohls Ghostwriter Michael Stürmer hat in nennenswerter Klarheit den politischen Kontext dieser Vorhaben offengelegt: »Welches Bedürfnis hat diese Pläne hervorgerufen? Welche Motive bestimmen sie? (...) Es geht darum, uns mit unserer Geschichte tapfer auszusöhnen und in die kulturelle Mitte Europas zurückzufinden. Das aber ist auch ein Stück Staatspolitik. (...) In Wahrheit geht es noch immer um die älteste der Fragen an den Staat, nämlich die, woher der innere Frieden kommen soll. Welche Kräfte sichern den Konsens, der den Konflikt überwölbt? Der Pluralismus der Werte und Interessen, wenn es keinen gemeinsamen Boden in Vergangenheit und Zukunft mehr gibt, wenn Wachstum ihn nicht mehr entschärft und steigende Nettokreditaufnahme ihn nicht mehr dämpft, treibt früher oder später in innere Kämpfe, die das Gemeinwesen in Frage stellen. Andere Nationen haben einen geometrischen Punkt ihres Patriotismus. Die Deutschen finden es unterdessen schwer, über den Schatten ihrer Geschichte zu springen. (...) Kein Eigenverständnis der Bundesrepublik ist möglich wenn es nicht auch die Stellung zur Deutschen Frage umfaßt. Die Deutsche Frage aber, das ist in letzter Analyse die Frage, wem Deutschland gehört, und wohin die Deutschen gehören.«

Deutsches Historisches Museum

Zwar läßt sich die Idee, in Berlin/West ein »Deutsches Nationalmuseum« zu installieren, bis zu einem Artikel der Zeitung »Christ und Welt« vom 26. 10.1973 zurückverfolgen, die eigentliche Diskussion aber setzte erst mit einem Artikel der »FAZ« (vom 15.8.81) zur Eröffnung der Preußen-Ausstellung ein (»Berlin gemahnt, daß Gesamtdeutschland am 8. Mai 1945 nicht untergegangen ist.« ... »Die Zeit ist reif.«)

Im Januar 1982 beauftragte daraufhin der damalige Regierende Bürgermeister von Berlin, Richard von Weizsäcker, die Historiker Hartmut Boockmann, Eberhard Jäckel, Hagen Schulze und Michael Stürmer, das Konzept für ein »Deutsches Historisches Museum« auszuarbeiten. Noch im selben Monat wurde eine entsprechende Programmschrift vorgelegt. Dort heißt es über das weitere Vorgehen: »Die erste Realisierungsstufe sollte in einer Reihe von Gesprächsrunden ohne Öffentlichkeit zur Gewinnung der Kooperation auf den Ebenen der Politik und der Museen bestehen.« Eine ebenfalls in Aussicht gestellte »Arbeitstagung von ungefähr 20 bis 30 Teilnehmern mit ausgewählten Fachleuten (...) sollte (erst) in einem Stadium erfolgen, in dem die Grundsatzentscheidungen bereits gefallen sind.«

Nachdem auf den schließlich im ehemaligen Reichstag durchgeführten Anhörungen (18. 11.83 und 13. 1.84) zum Teil heftige Kritik an der Denkschrift der vier Gutachter geäußert worden war (»Kopfgeburt«; »nationale Reliquienkammer«; »Wallfahrtszentrum«; »staatlich verordnete Geschichsschreibung«), schien es kurzfristig, als hätten die politischen 'Grundsatzentscheidungsträger' das Museumsprojekt zugunsten eines 'Forums für Geschichte und Gegenwart' (festes Haus mit wechselnden Ausstellungen) aufgegeben.

Inzwischen jedoch hatte die Bundesregierung das Nationalmuseum in ihr politisches Programm aufgenommen: »1987 blickt Berlin auf 750 Jahre seiner Geschichte zurück. In der alten Reichshauptstadt soll ein Deutsches Historisches Museum errichtet werden. Wir, die Bundesregierung, wollen bei der Verwirklichung helfen, und wir wünschen, daß das neue Museum im Jubiläumsjahr seine Tore öffnen kann« (Helmut Kohl, Regierungserklärung vom 4.5.83). Also ignorierte Kohl die lautgewordene Kritik und proklamierte auf dem 35. Historiker-Tag in Westberlin (Oktober 84) das Historische Nationalmuseum in alter Form – nunmehr aber als »Geschenk aus Bonn«. 270 Millionen Mark hat die Bundesregierung inzwischen dafür vorgesehen, 500 Millionen wird es wohl mindestens kosten.

Sein organisatorisches und inhaltliches Konzept ist bis heute durch das Stürmer-Programm vorgegeben: 'Gefahrenabwehr' und 'Identitätsstiftung'. Ausgangspunkt der auch während der Anhörungen artikulierten professoralen Überlegungen bildet eine gewissermaßen realistische Reflektion der seit Mitte der 70er Jahre sich zuspitzenden gesellschaftlichen Krise: »Wirtschaftsflaute und neue Konstellationen der Weltpolitik scheuchen die Deutschen auf, Unruhe, Angst, Identitätszweifel und Orientierungsverlust erschüttern die Gesellschaft. Je ungewisser die Gegenwart, je dunkler die Zukunft, desto stärker das Bedürfnis nach Orientierung an der Geschichte« (Hagen Schulze).

Diese »Suche nach Befestigung politischer und gesellschaftlicher Identität« wollen die konservativen Museumsplaner gleichermaßen unterstützen wie kanalisieren: «Der Kommission ist bewußt, daß das Staatsbewußtsein der Bundesrepublik Deutschland gekräftigt werden muß«: »Historische Identitätsstiftung«, »Aktualisierung des Nationalbewußtsein«, eine neue »Nationalpädagogik« gelte es zu forcieren. Horst Möller, dem eine »geschlossene Konzeption vom nationalstaatlichen Denken her« naheliegt, fällt da – und dies ist im Zusammenhang eines 'Deutschen Nationalmuseums' »in der alten Reichshauptstadt« (Kohl) doppelt zynisch – das 'Diaspora-Museum in Tel Aviv' ein: »Sein erklärtes Ziel besteht darin, eine nationale Identität des Staates Israel aus der Vergangenheit einer als existent unterstellten jüdischen Nation zu konstruieren.«

Auch über ihre Zielgruppe haben sich die Initiatoren der neuen nationalen Erweckungsbewegung bereits verständigt: »Die Zielgruppe (...) einer Bühne, die im nationalen Scheinwerferlicht zu stehen beansprucht, müssen die multiplizierenden Eliten sein; (...) das ist doch das Publikum, das nationtragend ist« (Christoph Stölzl, Stadtmuseum München).

Aus alledem ergibt sich die zeitliche Eingrenzung, der diese »moralische Anstalt« unterworfen wird: »Beginnend etwa um 1770, also mit der Formierungsphase der modernen Nationalidee«, soll das »Problem des deutschen Nationalstaats im europäischen Rahmen« bis zur »Katastrophe« von 1945 behandelt werden. Mit u. a. folgenden Schwerpunktsetzungen: »Entwicklung der deutschen Nationalkultur. Krieg und Revolution als Geburt der deutschen Nation. Industrielle und wirtschaftliche Einigung Deutschlands. Nationalismus und Identität. Deutschland im Kräftefeld der Sieger.« Wechselnde Ausstellungen ergänzen das Programm. 1991 bspw.: »125 Jahre Königgrätz – Österreichs Weg aus der deutschen Geschichte«.

Es scheint, als sei inzwischen auch der senatsinterne Parteienstreit über den Standort ausgestanden. Noch aus dem Protokoll einer Sitzung des 'Ausschusses für Kulturelle Angelegenheiten' des Berliner Abgeordnetenhauses vom 3 .6. 85 geht hervor, daß die CDU am liebsten das erst Ende der 50er Jahre abgerissene Prinz-Albrecht-Palais wieder aufgebaut hätte, um dort 'die deutsche Geschichte' unterzubringen. Das Prinz-AIbrecht-Palais war während des Nationalsozialismus Sitz des Reichssicherheitshauptamtes, der Gestapo-Zentrale. »Daß das historische Palais für verhältnismäßig wenige Jahre ein Domizil des nationalsozialistischen Herrschaftsapparates gewesen sei, sollte nicht dazu führen, seine weit in die Geschichte zurückreichende Bedeutung 'zu schneiden'.« Die SPD dagegen – der Museumsinitiative grundsätzlich wohlgesonnen, sofern nur »eine gestalterische Lösung« gefunden wird, »die einmal vor der Geschichte Bestand hat« – favorisiert das unmittelbar dem restaurierten Reichstag gegenüberliegende Gelände. Auch kein übler Ort für ein 'Deutsches Nationalmuseum': Etwa an diese Stelle hat Albert Speer im Zuge seiner Planungen für die »ewige Hauptstadt des ersten deutschen Volksreiches« (Adolf Hitler 1937) den 'Führerpalast' plaziert.

Das hat auch Kohl gefallen. Während eines Spaziergangs im Sommer dieses Jahres vor der Reichstagsmumie – deren »symbolische Stellung für ein künftiges liberal-demokratisches Gesamtdeutschland« im Stürmer-Gutachten hervorgehoben wird – hat er mit seinem Daumen über die Wiese gedeutet: »Da soll es hin.«

Deutsches Haus der Geschichte

Das Projekt »Haus der Geschichte« gehört wie die »Nationale Mahn- und Gedenkstätte«, die »Bundeskunsthalle« und das »Städtische Kunstmuseum« zu den »komplementären Einrichtungen«, die in den seit Mitte der 70er Jahre laufenden Planungen für einen monumentalen Ausbau des Bonner Regierungsviertels vorgesehen sind. Unter anderem wird dort der »größte Plenarsaal der westlichen Welt« entstehen. »Die Zeit der provisorischen Unterbringung der Verfassungsorgane des Bundes soll endgültig vorbei sein«, verkündete Bundesbauminister Schneider im September 1984 und bezifferte den ihm bis 1990 für »Neu- und Erweiterungsbauten« zur Verfügung gestellten Betrag mit 1,2 Milliarden DM. (Aus der 'Niederschrift über die Besprechung in der Reichskanzlei am 5. Juli 1934': »Führer kündigt an, daß er nach Besprechung mit Reichsfinanzminister plant, (...) 1,2 Milliarden RM für die Umwandlung Berlins zu einer würdigen Reichshauptstadt und repräsentativen Weltstadt in den Reichshaushaltsplan einzusetzen.«)

Schon 1977 hatte der Bonner Kulturdezernent Fritz Brüse ein »Nationalmuseum für die Geschichte der parlamentarischen Demokratie« gefordert, aber erst im April 1983 – einem diesbezüglichen Dekret Kohls in seiner Regierungserklärung vom 13.10. 1982 folgend – beauftragte das Bundesinnenministerium eine vierköpfige Sachverständigenkommission mit der konzeptionellen Ausarbeitung des nunmehr »Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland« betitelten Unternehmens. Mitglieder dieser Kommission sind: Die Historiker Lothar Gall (wie Stürmer Bismarckforscher und Kaiserzeitspezialist), Klaus Hildebrand, Horst Möller und der Museumsfachmann Ulrich Löber. Gall, Hildebrand und Möller waren auch an den Beratungen über das Berliner Museumsprojekt beteiligt.

Eine erste Fassung ihrer »Überlegungen und Vorschläge zur Errichtung eines Hauses der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland in Bonn« präsentierten die Wissenschaftler Mitte des Jahres einem abermals handverlesenen Kreis von Fachkollegen. Deren Anmerkungen, sowie die Ergebnisse einer Gesprächsrunde, die am 30.9.83 unter Beteiligung Kohls und Stürmers stattfand, führten zu einer leicht retuschierten Neufassung des Konzepts, das schließlich am 15.11.83 dem Innenministerium übergeben wurde. Im Juli 85 hat die Bundesregierung die Errichtung des 'Demokratiemuseums' »in Sichtweite des Bundeskanzleramts« offiziell genehmigt und dafür 102 Millionen Mark reserviert. Ausschreibungstermin: Anfang 1986; Baubeginn: 1988; Fertigstellung: 1990.

Konzeptionell ist das Bonner »Haus der Geschichte« mit dem Berliner »Nationalmuseum« abgestimmt. Während letzteres »die deutsche Nationalgeschichte in ihrer Größe wie in ihren Katastrophen« »sinnfällig«, d. h. nacherlebbar präsentieren und damit auch den Nationalsozialismus – soweit er denn vorkommt – in glitzernde Vitrinen ästhetisch verpacken bzw. medial aufpoppen wird, setzt das Bonner Museum erst 1945 ein, trennt also programmatisch die Geschichte der Bundesrepublik von ihrer nationalsozialistischen Vergangenheit: »Das vorgesehene Haus der Geschichte der

Bundesrepublik Deutschland soll der Selbstdarstellung unserer parlamentarischen Demokratie und ihrer Geschichte in der Bundesrepublik dienen.«

Zwar wird in den »Überlegungen«, die – was ihre intellektuelle Qualität kennzeichnet – mit zwei Kohl-Zitaten eingeleitet werden, auch eine »angemessene« Berücksichtigung des »NS-Traumas« gefordert, der »über der deutschen Nachkriegsgeschichte liegende Schatten« aber durch eine entsprechend zynische Kontext-Wahl unverzüglich aufgehellt: »Das Ausmaß dieser Verbrechen und der Charakter der NS-Diktatur sollten zum Ausdruck kommen, ohne damit den Anspruch auf umfassende Dokumentation des Dritten Reiches zu erheben. (. . .) Bereits an dieser Stelle sollte auf die materielle Wiedergutmachung für Opfer der NS-Diktatur, insbesondere gegenüber dem Staat Israel, hingewiesen werden.«

Darüber hinaus wollen Gall & Co »das Trauma der NS-Diktatur mit positiven Traditionen der deutschen Geschichte« verbinden (als da sind: 'Demokratie, Föderalismus und Paulskirche'), um dergestalt »jenes historische Selbstverständnis zu festigen, ... in dem sich der größere Teil der deutschen Nation nach 1945 in freier Selbstbestimmung zusammengefunden hat«.

Im übrigen aber »ist die Geschichte der Bundesrepublik ... eine Erfolgsgeschichte« und also als solche zu präsentieren. Wobei 'Kritisches' keineswegs fehlen darf: Karikaturen gehören zum Programm.

Diesen allgemein-politischen Vorgaben entspricht die inhaltliche Gliederung des 'Hauses'. Sie folgt der Logik staatszentrierter Politikgeschichte: 1. Vom Reich zur Bundesrepublik (1945-1949); 2. Die Gründerjahre (1949-1955); 3. Höhepunkt und Krise der Ära Adenauer (1959- 1963); 4. Zwischen Kontinuität und Wandel (1963-1969); 5. Die Zeit der sozial-liberalen Koalition (die – welch unverdiente Ehre – als problematisch, nunmehr jedoch 'historisch', aufgefaßt wird). Geplante Themenschwerpunkte: »Demokratiegründung (!) in Westdeutschland«; Funktionsbeschreibung der »Verfassungsordnung« (»Wie entsteht ein Gesetz?«); »das Funktionieren des Dreiparteiensystems« (das KPD-Verbot 1956 gehört zur »Erfolgsgeschichte«); »Aufbau der Bundeswehr«; »Dominanz der Westbindung«; »Die Entwicklung des Verteilerstaats« (in der 2. Fassung zu »die Entwicklung des Sozialstaats« abgemildert) etc.

Einige Sonderausstellungen sind bereits fest geplant: »Die Bundesrepublik und die Nato«; »Die Bundeswehr«; »Der Bundespräsident« (im Oktober '84 fertiggestellt) .

Bleibt nachzutragen, daß die SPD – wenngleich unter gelegentlichem Naserümpfen – auch diese Obrigkeitsstaatsorgie zu Ehren »einer außerordentlich eindrucksvollen Leistungsbilanz« mitfeiert. Schließlich war's ihre Idee.

Das Deutsche Mahnmal

Zu den einer imperialistischen Metropole wohl anstehenden Bonner Großbauplänen gehörte von Beginn an auch die Errichtung eines »nationalen Mahn- und Ehrenmals«, »an dem die Nation bei offiziellen Anlässen in angemessener Weise der Toten der Nation, der Heroen der Nation ... – unter 'Heroen der Nation' verstehe ich keineswegs nur (!) die Kriegsheroen – gedenkt« (Bundesbauminister Schneider vor dem Bundestag am 9.11.84). Seine tatsächliche Geschichte aber reicht weiter zurück.

Schon im 19. Jahrhundert waren die Apologeten des autoritären Machtsstaats auf der Suche nach einem prominenten Standort für ein chauvinistisches Weiheensemble, und immer wieder sind sie bei dieser Suche auf 'das deutsche Symbolgewässer schlechthin', den Rhein, gestoßen (»Deutschlands Fluß, nicht Deutschlands Grenze«, drechselte der Bonner Ernst Moritz Arndt). Als 1911 auf der Elisenhöhe ein BismarckNationaldenkmal die deutsche Einheit symbolisieren sollte, wurde die Standortwahl 'Rhein' damit begründet, daß »das deutsche Volk« sich daran gewöhnt habe, »in ihm den eigentlichen nationalen Fluß zu erblicken. So muß auch ein Nationaldenkmal (...) im Rheinstrom sich spiegeln«. 379 Entwürfe wurden damals eingereicht.

Fast allen »ist die Konzeption einer Ehrenhalle in Rundform (gemeinsam), oft verbunden mit einer Skulptur nationaler Symbolik von weithin sichtbarer Monumentalität, immer verbunden mit einem 'Festplatz und Ehrenhof', einem Aufmarschplatz von größten Dimensionen« (der Bildhauer Dierk Engelken).

1926 verfaßten Richard Klapheck und Karl Wach ihre 'Denkschrift' für ein »Reichsehrenmal« auf den Rheininseln bei Lorch. Auf der kleineren Insel sollte ein 'Ehrenmal' entstehen: ein mächtiger Steinsarkophag mit einem 'Ehrenhof' dahinter.

Erst Bundespräsident Heinrich Lübke griff diese Idee wieder auf: 1961 verlangte er ein auch protokollarischen Anforderungen genügendes 'Ehrenmal'. Sein Vorschlag, einen überdimensionalen Steinsarkophag mit strahlenförmigen Zugängen auf die Hofgartenwiese zu stellen, ließ sich jedoch nicht realisieren – der Boden ist dort zu weich. Statt dessen wurde (Juni 1964) am selben Ort vom selben Präsidenten im Beisein von Adenauer und Brandt eine Gedenktafel eingeweiht (Text: »Den Opfern der Kriege und der Gewaltherrschaft«) – mit einem Kranz, der an den Ostberliner Arbeiteraufstand von 1953 erinnerte.

1980 schließlich veranlaßte Karl Carstens, daß dieser Gedenkstein – fixer Programmpunkt offizieller Staatsbesuche – zur Kriegsgräberstätte (Friedhof Bonn/Nord) verlegt wurde – womit die in den folgenden Jahren so aufgeregt debattierte reagierungsamtliche Ineinssetzung von Tätern und Opfern des Nationalsozialismus faktisch bereits vollzogen war. Mit dieser relativ unspektakulären Präsentation des bundesrepublikanischen Selbstverständnisses aber war so recht niemand zufrieden.

Bereits 1981 schlossen sich daher einige Mitglieder des Bundes der Vertriebenen (Vereinigte Landsmannschaften und Landesverbände) zu einem »Mahnmal der Vertreibung e.V.« zusammen und formulierten 'Kriterien' für dessen Gestaltung, die sie im Frühjahr 82 intern zirkulieren ließen. Vom Mai 83 datiert ein durch Indiskretion bekanntgewordenes, an das Vertriebenen-Manifest anknüpfen des »aidemémoire« des stellvertretenden Vorsitzenden des Volksbunds Deutsche Kriegsgraberfürsorge, Richard Wagner, zum gleichen Thema, dem Helmut Kohl sich in seiner Volkstrauerrede 'vollinhaltlich' anschließt. Daraufhin formieren sich neun Organisationen zum »Kuratorium für die Errichtung einer nationalen Mahn- und Gedenkstätte« – später in »Verein zur Errichtung einer nationalen Mahn- und Gedenkstätte für die Opfer von Krieg und Gewalt« umgetauft: Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge (Wagner übernimmt den Vorsitz); Zentralverband der Widerstandskämpfer (?); Reichsbund der Kriegsopfer; Deutsches Rotes Kreuz; Deutscher Bundeswehrverband; Ring deutscher Soldatenverbände; Verband der Kriegs- und Wehrdienstopfer; Verband der Heimkehrer; Bund der Vertriebenen.

Während noch SPD, der Bund Deutscher Architekten und die Sektion Architektur des Deutschen Kulturrats versuchen, die Öffentlichkeit über die konspirativen Bestrebungen der Alten Rechten zu informieren (ohne nennenswerte Resonanz), haben »Kuratorium« bzw. »Verein« die mit den Planungen des 'Hauptstadtaufbaus' befaßten Gremien in Bundeskanzleramt, Bauministerium und Innenministerium längst überzeugt. Der Sachstandsbericht des Bauministers vom 22.3.85 folgt im wesentlichen dem »aidemémoire« des Volksbündlers Wagner. Dessen Konzept sieht vor:

Eine nationale Ehrenstätte

für die Kriegstoten des deutschen Volkes«. Damit meint Wagner zwei Millionen gefallene bzw. vermißte deutsche Weltkrieg-I-Soldaten und »sieben Millionen deutsche Menschen«, die »im Krieg 1939-1945 ihr Leben verloren«. Der ministerielle Bericht erweitert den 'Opfer-Katalog' des »aidemémoire«, in dem die »deutschen Soldaten« stets an erster Stelle rangieren (noch wird die Waffen-SS nicht gesondert aufgeführt), die gemordeten Juden dafür nicht mal statistisch berücksichtigt werden, um »Vertriebene, Mauertote und Terrorismusopfer« .

Umfang und Größe

der gewählten Gedenkstätte müssen in einem angemessenen und würdigen Verhältnis zu den unserem Volke in zwei Weltkriegen abverlangten Opfern stehen« – schließlich soll sie nicht nur als Kranzablage für allerlei Staatsoberhäupter dienen, sondern »der Geschichtslosigkeit unserer Zeit entgegenwirken und einen Beitrag für die Identität unseres Volkes erbringen.«

Eine »sowohl unter als auch über dem Bodenniveau« gelegene »Gedenkhalle« mit vorgelagertem 'Ehrenhof' »sollte Mittelpunkt der vorstellbaren Gesamtkonzeption sein. (...) Als verbindliches Zeichen wäre eine maßstäblich überzogene Dornenkrone, schwebend oder bodennahe, denkbar.« Da die amtliche Ausschreibung erst für Anfang 1986 vorgesehen ist, hütet sich der Sachstandsbericht zwar vor einer allzu konkreten Beantwortung der Frage, »wie ein derartiger Ort nationaler Besinnung und Identität aussehen kann«, gehorcht aber dennoch der Systematik der Wagnerschen Vorgabe: »Denkbar sind sowohl bauliche Anlagen mit einem auf verinnerlichtes Erleben und Erfassen ausgerichteten Innenraum wie auch aufgerichete Zeichen und Symbole zu stetiger Mahnung.«

Der Standort »im Zentrum der Politik« (»aide-mémoire«), dort, »wo das staatliche Leben seinen Mittelpunkt findet« (Sachstandsbericht), steht mittlerweile fest: die Gronau, ein Gelände am Rand des Regierungsviertels und unmittelbar am Rhein gelegen, dessen »genius loci« – glaubt der Bauminister – »der Gedenkstätte Würde und Bedeutung« verleihen wird. Da traue ich nicht einmal mehr dem Optimismus der »Welt«, die am 29.3. dieses Jahres ihren Lesern versicherte: »Der Bundeskanzler wird das Mahnmal gewiß nicht selber entwerfen.«

Konkret 11/85, S. 80

Wolfgang Pohrt

Der Härtling-Effekt

Mit Peter Härtlings neuem Roman hat die hiesige Literatur endgültig die Qualität von Werbung erreicht: Sie ist zweckfrei, leer und produktlos wie diese

Im Zeitalter leichtverderblicher Waren und unverwüstlichen Verpackungsmaterials ruft allein schon die ostentative Gediegenheit und Dauerhaftigkeit eines Erzeugnisses den Argwohn hervor, es könne zur Kategorie der Bierdosen, Einwegflaschen und Joghurtbecher zählen, zur Kategorie der Gegenstände also, deren Langlebigkeit im krassen Mißverhältnis zur Kurzfristigkeit ihres Nutzens steht. Und weil es zumal unter den Produkten der Printmedien gerade die auf reißfestem Hochglanzpapier vielfarbig gedruckten sind, die ihre schließliche Bestimmung im Mülleimer finden, ist durch Hard-Cover-Verpackung haltbar und verschleißarm gemachte Belletristik stets dem Verdacht auf Scharlatanerie ausgesetzt. In diesem Fall freilich ist das Mißtrauen unbegründet, welches die angesprochenen Käuferschichten, die Zielgruppe mit den gehobenen Ansprüchen und dem höheren Einkommen bisweilen beschleichen mag. Wer im Buchkaufhaus der Stapelware nicht widerstehen konnte, darf sich in der Gewißheit sonnen, daß er einen rund 400 Gramm schweren und gut in der Hand liegenden Meilenstein der Literaturgeschichte nach Hause getragen hat.

Denn mit »Felix Guttmann« – so der Titel – ist Peter Härtling – so heißt der Verfasser – ein herkömmlicher Klassifikation spottendes und sich sämtlichen konventionellen Qualitätsmaßstäben entziehendes Werk geglückt, dessen absoluter Leere das Kunststück gelingt, den Leser in einen jenseits von Langeweile oder Spannung angesiedelten, vom gedruckten Wort bislang noch nicht hervorgebrachten Gemütszustand zu versetzen. Noch den Slogan der Käfer-Reklame im Ohr, den vor rund 20 Jahren pfiffige Werber für den VW-Konzern kreierten, vernimmt man nun ungläubig das muffige Echo. »Und läuft. (Punkt) Und läuft. (Punkt)« hieß damals der gegen Syntax und Interpunktion verstoßende und deshalb Aufmerksamkeit erregende Spruch. Jetzt liest man im leinengebundenen Buch aus einem renommierten Verlag: »Er weiß, worüber sie sprechen, worüber Vater spricht. (Punkt) Über das Geschäft, das ihm Sorgen macht. (Punkt) Über die teuren Engländer. (Punkt) Nur ist er ohne die feinen englischen Tuche der Konkurrenz nicht mehr gewachsen. (Punkt) Bei der teuren Kundschaft, die er sich herangezogen hat. (Punkt)« Mit Härtling hat, so könnte man die Entwicklung schlußfolgernd interpretieren, die hiesige Literatur ein Stadium erreicht, welches zur zweckfrei, produktlos und damit ganz unsinnig gewordenen Reklame überleitet. Kein Zufall daher, daß das Buch sich häufig darauf beschränkt, die Versicherungen und unbewiesenen Behauptungen der Verlagsreklame zu wiederholen, die bloße Mitteilung zum Beispiel, der Titelheld würde sich besonders für Theater und Cabaret interessieren.

Weder Schund noch Literatur, sondern unausgesetzte leere Versprechung von beidem, vermittelt der Text eine unbekannte Leseerfahrung, die vorläufig als 'Literarische Begegnung der Dritten Art' bezeichnet werden soll, und die man ihrer Neuartigkeit wegen nicht schildern kann, ohne Beispiele und Vergleiche aus dem nichtliterarischen Leben heranzuziehen. Dort nämlich ist der Härtling-Effekt eine vertraute Erscheinung mit hinlänglich geklärtem Wirkungszusammenhang, und bis zum Beweis des Gegenteils ist es legitim, aus der Gleichartigkeit feststellbarer Wirkungen auf gleichartige Ursachen zu schließen.

Die Symptome des Härtling-Effekts – Starrheit, Lähmung, Trance und nervöse Hast zugleich – stellen sich sonst beim Glückspiel im Automatensalon ein oder beim Fernsehen, wenn man wegen Programmangels einen ganzen Abend lang bis zum Sendeschluß an den Tipptasten der Fernbedienung herumgefingert hat, und bekanntlich liegt die Ursache dieser Symptome begründet in der substantiellen Armut und Leere eines Zeitvertreibs, bei welchem die Tätigkeit wesentlich nur Vorwand ist für das Warten auf den Gewinn. Wie nun die Pechsträhne den Glückspieler zum Weitermachen und zum Durchhalten zwingt – so der Rückschluß von der Wirkung auf die Ursache – , zwingt jede Seite von Härtlings neuem Buch gerade wegen ihrer bisweilen schier atemberaubenden Banalität den Leser zur beschleunigten Fortsetzung der Lektüre, weil jede Seite die freilich schon halbwissend als trügerisch durchschaute Gewißheit verstärkt, daß dies doch unmöglich schon alles gewesen sein könne, daß es so einfach nicht mehr weitergehen kann. Und wie der von einer Pechsträhne verfolgte Glücksspieler nicht aufhören kann, weil mit der Höhe der Verluste die Angst wächst, den möglicherweise gerade auf den nächsten Einsatz fallenden Haupttreffer zu verpassen, so ist es unmöglich, von Härtling nicht gefesselt zu sein, weil auf jeder Etappe der dreihundert Seiten langen Durststrecke die Entschlossenheit wächst, nur um Gottes willen nicht schlapp zu machen vor dem ganz großen Clou, der überraschenden Pointe oder der unerhörten Begebenheit, die sich beim nächsten Umblättern offenbaren muß.

Bestärkt im vergeblichen Hoffen und Harren wird der Leser dabei zusätzlich durch den Schutzumschlag, der einen Roman über »das individuelle Schicksal eines jüdischen Rechtsanwalts in Deutschland« verspricht, also einen saftigen Schundroman nach der Holocaust-Masche, die typische nach dem Einer-kam-durch-Prinzip konstruierte Geschichte, deren verfänglichen Reizen man sich nie ganz entziehen kann, wenngleich es in Deutschland besonders politisch fragwürdig und moralisch anrüchig ist, ausgerechnet die Epoche des Massenmordes und des Kollektivverbrechens zum Tummeplatz

zeitgenössischen massenmodischen Individuum-Kitsches zu machen. Statt des versprochenen Rührstücks nun, welches von der beschwichtigenden, verharmlosenden Lüge zehren würde, die Täter hätten den Opfern ein individuelles Schicksal gestattet, liefert Härtling eine Gallerie zusammenhangloser, blasser, lebloser Abziehbilder, unterbrochen von eingestreuten und stets deplaziert wirkenden Angaben über des Autors eigene Herkunft und Biographie. Die jegliche Fremdheit assimilierende und nivellierende Darstellungsweise evoziert die Assoziation jener mysteriöser Himmelskörper, die deshalb, weil ihre riesige Schwerkraft sogar die Lichtwellen verschluckt, als 'Schwarze Löcher' bezeichnet werden.

Ins Gravitationsfeld eines solchen literarischen Gestirns ist, falls Härtlings Angaben zur Entstehung des Werkes zutreffen sollten, ein damals nach Palästina entkommener, später in die BRD zurückgekehrter und mittlerweile verstorbener jüdischer Rechtsanwalt geraten. Unter dem geschickt lancierten Vorwand, die besondere Biographie dieser dem Verfasser bekannten Person mit den Mitteln der literarischen Fiktion rekonstruieren zu wollen, formt Härtling aus bei Thomas Mann, Heinrich Mann, Musil etc. zusammengelesenen Versatzstücken einen extrem spannungs- und ereignisarmen deutschen Musterlebenslauf mittelgebildeter klavierspielender Bürger aus der Nazigeneration, eine von der Omnipräsenz des Autors und seinen geschwätzigen Lebensweisheiten erdrückte Geschichte ohne Farbe, Tempo, Atmosphäre, eine Geschichte, die kaum den Namen verdient, weil sie zerfällt in die summarische Aneinanderreihung teils verblüffend dilettantisch skizzierter Genrebilder, die des Titelhelden Kindheit, Schulzeit, Jugend, erste Liebe, Eintritt ins Berufsleben und dergleichen mehr illustrieren sollen. Wenn Härtling sein literarisches Einfühlungsvermögen strapaziert, um beispielsweise den stromernden kleinen Guttmann für den Leser lebendig werden zu lassen, entstehen stets trockene Abstraktionen, unbewiesene Behauptungen oder Klischees von einem ganz irreal harmlos-banalen Bilderbuchkindergemüt, was folgendermaßen klingt: »Ihm gehört die Stadt, er beherrscht sie, überschaut sie, weiß mehr von ihr als jeder, er kann sie nach seiner Laune beleben. . . Schön ist es, einen bunten, riesigen Ballon über der Stadt aufsteigen zu sehen. Manchmal gelingt es ihm, sich in den schwingenden Korb darunter zu denken, manchmal wird ihm schon beim Denken daran schwindelig.« Selbst dieser in ihrer Unentschlossenheit – mal so, mal so – und unspezifischen Allgemeinheit wenig reizvollen Schilderungen sind noch allgemeinere Betrachtungen über die Kindheit vorangestellt, die von Leser eine Engelsgeduld verlangen, weil der Autor sich nicht mit dem Gemeinplatz begnügt: »Kindheiten sind, wie alle Anfänge, einander ähnlich und unvergleichbar. Das erste Glück, der erste Schreck, die erste Liebe, die erste Angst. (Punkt)«, sondern weil er die höchst fragwürdige Binsenweisheit, die triviale Vorstellung von einem voraussetzungslosen, unvermittelten Anfang durchs Aufzählen von neun Tätigkeiten absatzfüllend erweitert, die man unter der Annahme, es gäbe immer ein erstes Mal und kein déjà vu, selbstverständlich alle zum ersten mal machen kann.

Im gleichen Stil werden dann die restlichen Etappen eines in die gängigen Einschnitte gegliederten Lebenslaufs abgehakt, bevor schließlich am Ende der Autor sich von seinem zur Flucht nach Palästina bereiten Titelhelden verabschiedet mit dem unverzeihlich falschen Satz: »Bevor er sein Land betritt, verlasse ich ihn.« Und dieser skandalöse Satz, der Verfolgung und Vertreibung legitimiert, indem er wahrheitswidrig den Flüchtenden in einen Heimkehrer verwandelt, leitet zur längst fälligen Frage über, zur Frage nämlich, womit Härtling ein solches Buch verdient hat.

Die Antwort darauf steht auf Seite neun. Dort schreibt Härtling über den bevorstehenden jüdischen Rechtsanwalt, der ihm Porträt gestanden hat bei der Modellierung seines Titelhelden: »Nie hätte ich ihm gestanden, was ich ihm jetzt nachrede: daß er mein Freund gewesen ist, mehr noch, daß er mir, nach einer langen vaterlosen Zeit, den Vater ersetzt hat.« Die Lehre daraus: daß es bei Strafe des Mißlingens den Tätern verboten ist, sich rührselig die Freundschaft oder gar Vaterschaft ihrer Opfer zu erschleichen.

Peter Härtling: Felix Guttmann. Luchterhand, 320 Seiten, DM 30, –

Konkret 11/85, S. 82

Thomas Schreiber

Was geschah wirklich in Majapur?

Indien - ideales Romangelände und Standardthema der englischen Literatur. In vier Büchern erkundet Paul Scott die letzten Jahre britischer Kolonialherrschaft

Eine Art »Indien-Boom« scheint in der letzten Zeit von Großbritannien aus den Kontinent zu erreichen, als gewissermaßen populärer Teil der Aufarbeitung kolonialer Vergangenheit. Das Indien-Bild der Nach-Hare-Krishna-Generation dürfte dabei aus recht unterschiedlichen Perspektiven geprägt werden: Neben dem weltweit erfolgreichen »Ghandi«Film von David Attenborough und Sir David Leans nur begrenzt empfehlenswerter Kino-Version von E.M. Forsters Roman »Reise nach Indien« ist sicherlich Miss Kayes Kitsch-Opus »Palast der Winde« am folgenreichsten .

Für die meisten Kontinentaleuropäer ist Indien die lediglich bunt-fremde und exotische Hintergrundsfolie, auf der, in bester kolonialistischer Manier, europäische Schicksale und Verstrickungen inszeniert werden. Dabei ist kaum ein Europäer in der Lage, indisches Denken oder Handeln wirklich zu verstehen.

Eine hervorragende Ausnahme bildet »Hitze und Staub« von Ruth Prawer Jhabvala, im letzten Jahr bei Klett-Cotta erschienen, einem Verlag, der sich seit Jahren um die Verbreitung angelsächsischer Literatur verdient macht.

Ebenfalls Klett-Cotta legt nun mit dem Roman »Das Juwel in der Krone« das erste Buch eines vierbändigen Werkes vor: »Das Reich der Sahibs« von Paul Scott. Auf über 2000 Seiten versucht das »Raj-Quartett« die letzten Jahre der britischen Herrschaft in Indien von 1942 bis 1947 darzustellen.

Vor dem 2. Weltkrieg umfaßte das Empire fast ein Viertel der Erde und ein Viertel der Weltbevölkerung, wobei 46 Millionen auf der Insel lebten, 25 Millionen in den Dominions, 62 Millionen in den Kronkolonien und 390 Millionen in Indien. Etwa ein Viertel der Schiffahrt und ein Fünftel des Welthandels lagen in britischer Hand. Der Zeitpunkt der Entlassung Indiens in die Unabhängigkeit war noch offen, doch galt er als absehbar, auch wenn sich die Briten einer Verzögerungstaktik bedienten. Die Kriegserklärung Großbritanniens an das Deutsche Reich galt automatisch auch für Indien, weshalb der Vizekönig den Kriegszustand proklamierte. Aus diesem taktisch falschen Vorgehen entwickelte sich ein Streit zwischen der Kolonial-Regierung und den indischen Führern, die die sofortige Unabhängigkeit Indiens forderten, denn nur als gleichberechtigter Partner, so argumentierten sie, könne Indien sich am Krieg beteiligen, während die Briten alle politischen Veränderungen auf die Zeit nach dem Kriegsende verschieben wollten.

Nach dem Überfall auf Pearl Harbour hatten die Japaner große Teile des südpazifischen Raums besetzt; von den britischen Besitzungen und Stützpunkten waren im Frühsommer 1942 Hongkong und Singapore gefallen, nach der Eroberung Burmas standen die Japaner vor der indischen Grenze.

In dieser Situation formierte Ghandi die »Quit India«-Bewegung mit der Forderung »Briten – Raus aus Indien« als Antwort auf den Vorschlag, Indien nach Kriegsende eine Dominion-Verfassung zu geben.

Dies ist die historische Exposition, an der Scotts Tetralogie »Im Reiche der Sahibs« beginnt.

»Diese Geschichte handelt von einer Vergewaltigung, von den Ereignissen, die dazu führten und darauf folgten, und von dem Ort, an dem dies geschah. Da ist das Problem, da sind die Menschen und der Ort, eines hängt mit dem anderen zusammen, aber wie, das läßt sich nicht sagen, wenn man es aus dem moralischen Kontinuum menschlichen Tuns und Lassens herauslöst.«

Ein Erzähler, der im »Juwel in der Krone« noch sehr undeutlich bleibt, ist auf der Suche nach der Wahrheit: Was geschah wirklich am Abend des 9. August 1942 im Bibighar-Park von Majapur, wenige Eisenbahnstationen von Kalkutta gelegen?

Das Material dieser Recherche wird auf den 528 Seiten des ersten Buches ausgebreitet – da wechseln Tagebucheintragungen und Gesprächsaufzeichnungen, Briefe und schriftliche Stellungnahmen. Aber der dokumentarische Charakter wird nicht durchgehalten, längere erzählende Passagen durchbrechen wiederholt die Materialpräsentation. Paul Scott wechselt zwischen Dokumentation und Fiktion. Der Leser wird dadurch im Unklaren gelassen über die Perspektive des Buches: Wer ist der Erzähler, was treibt ihn an auf der Suche nach der Wahrheit jener Geschehnisse?

Eine Engländerin, eine junge ledige, weiße *Mem* wird abends in einem Park von Farbigen vergewaltigt. »Im Fall Bibighar-Park kam es zu mehreren Verhaftungen und zu einer Untersuchung. Im juristischen Sinne kam es zu keinem Prozeß.«

Sie wird vergewaltigt am Abend des Tages, an dem die führenden Mitglieder der Kongreßpartei in ganz Indien verhaftet werden, weil mit Streiks die »Raus aus Indien«-Bewegung unterstützt wird und weil Aufstände befürchtet werden.

Ebenfalls an diesem Tag wird eine englische Missionslehrerin »mit grundsätzlich antibritischen, da proindischen Sympathien«, angegriffen, ihr Begleiter, ein indischer Lehrer, wird umgebracht.

Für die Engländer, besonders die Frauen, ist die Vergewaltigung nur folgerichtig, denn Dorothy Manners hat sich nicht auf Kontakte zu ihresgleichen beschränkt. Sie ist befreundet mit Hari Kumar (oder Harry Coomer), einem jungen Inder, der in England aufgewachsen ist. Die beiden Namen stehen für zwei Identitäten: Er hat dunkle Haut, und er denkt wie ein junger Engländer. Englisch erzogen lebt er doch in einem indischen Stadtviertel, wo er große Probleme hat, sich zu akklimatisieren: Auf das Essen oder die hygienischen Bedingungen reagiert er wie ein Europäer.

»Für Hari bedeutete England eine angenehme Kühle, ein frischer, prickelnder, würziger Duft; ein leichter Wind, der die Täler füllte und über die Kämme der Hügel strich; keine abgestandene Luft voll drückenden Gestanks.

Wenn er mitten in der BV Nacht in dem schmalen Bett seines Zimmers in dem Haus Nr. 12 im Chillianwallah Bagh aufwachte, schlug er nach den Mücken, hielt sich die Ohren zu, weil die Frösche so laut quakten und die Eidechsen an den heißen Wänden und an der Decke keckerten. Der Morgen begann für ihn nach unruhigen Träumen von der Heimat...«

Auf der Suche nach der Wahrheit werden die Geschehnisse mosaiksteinchenhaft aus dem jeweiligen Blickwinkel der Beteiligten dargestellt.

Da ist etwa der Brigadier A.V. Reid, für den die Ereignisse in Majapur ein Kapitel seiner Soldaten-Memoiren »Ein einfaches Leben« sind. »Reids schlichte soldatische Einstellung« sieht bloß organisatorische Probleme und militärische Gegebenheiten, aus denen er sein Handeln ableitet. Für ihn ist die Vergewaltigung ein polizeiliches Problem und steht am Beginn einer Phase, in der er mit militärischen Mitteln einen Aufstand niederzuschlagen sucht. »Ich wußte, mich rief die Pflicht. Man kann sich nicht für ein bestimmtes Leben entscheiden, ohne es mit all seinen Verpflichtungen hinzunehmen.«

Jede Darstellung der Geschehnisse, ob nun aus der Sicht einer alten indischen Lady, bei der Dorothy Manners wohnt, oder aus der Sicht des Verwaltungschefs, wird verständlich und wirkt, als habe der Schildernde und Erinnernde die Ereignisse nicht anders sehen können.

Dabei leistet Scott Besonderes: Immer ist er gegen seine Figuren gerecht, er denunziert sie nicht. Ihre Handlungen und Denkweisen erklären sich aus ihrer Herkunft und ihrer Position in der sich auflösenden Gesellschaft. So gelingt ihm in einem großen Panorama Verständnis für Entscheidungen zu entwickeln, denn immer wird der Hintergrund ausgeleuchtet, werden die Ursachen für Verhaltensweisen gezeigt. Ein Antrieb dazu dürfte der Wunsch gewesen sein zu begreifen, was überhaupt in den letzten Jahren der britischen Herrschaft in Indien geschehen ist.

Mehr über den Plot zu berichten, verbietet sich, damit dem möglichen Leser nichts von seiner Leselust genommen wird. Denn mit dem »Juwel in der Krone« liegt der erste Band einer der sicherlich bedeutendsten nachkolonialen Auseinandersetzungen mit der Vergangenheit des Empire vor, dazu in einer klaren und exakten Übersetzung durch Manfred Ohl und Hans Sartorius. Warten wir auf die Fortsetzung »Der Skorpion«, die im kommenden Herbst erscheint.

Vielleicht sollten die folgenden Bände mit zusätzlichen Informationen versehen werden, etwa so wie bei der Arno Schmidt-Übertragung der »Littlepage-Papers« von James Fenimore Cooper bei Goverts. Erklärungen zum historischen Tagesgeschehen und Worterläuterungen, eventuell mit Karten und Fotos illustriert, würden dem deutschen Leser bestimmt das Verständnis erleichtern.

Paul Scott: Das Juwel in der Krone. Aus dem Englischen übersetzt von Manfred Ohl und Hans Sartorius. Das Reich der Sahibs I, Klett Cotta Verlag 528 Seiten, DM 39 80

Konkret 11/85, S. 84

Notizen

Der niederländische Kultusminister Brinkman begab sich höchstpersönlich nach Paris, um den 86jährigen Joris Ivens, der seit Jahren in der französischen Hauptstadt lebt, den Kulturpreis der niederländischen Filmtage zu überbringen, der Ivens für sein Gesamtwerk verliehen worden war Die 100 000 Gulden sollen dazu verwendet werden, beim niederländischen Filmmuseum ein Joris-Ivens-Archiv zu schaffen Deshalb war der Minister auch nicht nach Paris gereist Er entschuldigte sich im Namen der Regierung bei Joris Ivens dafür, daß man den Dokumentarfilmer 1946 als »Landesverräter« bezeichnet hatte Ivens hatte seinerzeit mit seinem Film »Indonesia Calling« (Hier spricht Indonesien) die Unterdrückungspraktiken der niederländischen Kolonialherrschaft angeprangert Brinkman gestand gegenüber Ivens ein, daß die Geschichte die damalige Darstellung bestätigt habe Später Trost

Geschichte

Ihr eigenes Stück spielen US-amerikanische Veteranen des Vietnam-Krieges im New Yorker Shakespeare Festival's Public Theater in Manhattan Das Stück »Tracers« (Leuchtspurgeschosse) ist eine Collage von wirklichen und erdachten Begebenheiten aus dem US-Krieg gegen Vietnam. Es war während eines gemeinsamen Aufenthaltes der ehemaligen Kriegsteilnehmer im Veteranen-Hospital in Los Angeles entstanden. Die acht Darsteller und ihr Regisseur John Difusco straffen und ergänzen die Aufführungen nach jeder Vorstellung unter Einbeziehung aktuellen Materials, um auch die Präsenz US-amerikanischer Soldaten im Libanon und in Mittelamerika anzudeuten. Nach Ansicht von Difusco wohne dem Stück durch die gegenwärtige US-Politik eine erschreckende Aktualität inne: »Ich habe einen Jungen getroffen, dem ist in El Salvador der Fuß abgeschossen worden. Der ist genauso kaputt wie wir.«

MALER

Fernando Arrabal, von dem – nun sind es wahrscheinlich schon bald zwanzig Jahre her – Alice Schwarzer Schläge angeboten bekam, als sie damals, unterwegs für »pardon«, den noch frischen Meister einer absurd-surrealistischen Spielerei zu interviewen suchte dieser Fernando Arrabal ier in den letzten Jahren eher durch große Dummheiten auffiel was die Beurteilung der politischen Lage in Mittelamerika betrifft, enthüllte jetzt im französischen Nachrichtenmagazin »Le Nouvel Observateur« immerhin, worum er in den letzten Jahren und Monaten so war wie er war: »1984 habe ich einen Computer gekauft der mich über Monate hinweg vollkommen verrückt machte « Das kommt davon. Folge dieser Verrücktheit: Arrabal schwätzte weniger und malte stattdessen. Der Computer immer in der Nähe der Staffelei Die bunten Flimmerbildchen inspirierten Arrabal in einem Maße, daß er schließlich auch wieder lobende Worte über das technische Spielzeug fand: der Computer sei wie eine Krücke, um seinen Traum von der Malerei zu verwirklichen. Nun hat er es geschafft: die Bilder wurden in Paris ausgestellt.

(Anmerkung d.Red. Der Autor dieser Notiz irrt. Die Episode Arrabal-Schwarzer ist nicht 20, sondern 15 Jahre her, Arrabal bot ihr nicht Schläge an, sondern schlug sie tatsächlich während des Gesprächs, in dessen Verlauf er dann noch behauptete: »Das Malheur der Frauen ist, daß sie versuchen wie die Männer zu sein und einen Orgasmus zu haben wie die Männer. Aber Frauen können keinen Orgasmus haben.« Alice Schwarzer wartete noch den nächsten Satz ab: »Nur Lesbierinnen können einen Orgasmus haben.« So war es und nicht anders.)

Nur der Anfang

Nach einem Bericht der »Washington Post« haben Rechtskräfte in den USA im vergangenen Jahr ihre Jagd auf nicht linientreue Literatur in den Schulbibliotheken des Landes verschärft. In vielen Fällen sei es gelungen, Werke wie »Der Fänger im Roggen« von Salinger »Von Mäusen und Menschen« von Steinbeck und selbst »Das Tagebuch der Anne Frank« aus den Büchereien zu verbannen. In Bowie (Bundesstaat Maryland) räumten die Bücherjäger nicht nur die Regale mit allem aus was ihnen nicht sittlich erschien, sondern schichteten die Bücher auch noch zu einer öffentlichen Bücherverbrennung auf.

Chaplin, Geraldine

Die Schauspielerin Geraldine Chaplin, mehr als nur Tochter, mehr als nur einstige Ehefrau des spanischen Regisseurs Carlos Saura, wird die Hauptrolle in einem neuen Film über die Befreiungskämpfe im Kuba des vorigen Jahrhunderts

spielen. Die Ende des Jahres in der Provinz Camaguey beginnenden Dreharbeiten stehen unter der Leitung des kubanischen Regisseurs Octavio Cortazar, der zwischen 1963 und 1967 an der Prager Filmhochschule studierte, im Anschluß daran etliche mittellange Dokumentarfilme machte, ehe er dann 1977 mit »El Brigadista« seinen ersten Spielfilm vorlegte.

UMZUG

Die bewegte Geschichte des ältesten Filmarchivs der Welt, der Cinémathéque francaise in Paris wird sich noch mehreren Umzügen in der Vergangenheit während der nächsten Jahrzehnte voraussichtlich im Palais de Tokyo fortsetzen, das gegenwärtig mit einem Kostenaufwand von knapp 200 Millionen Mark umgebaut wird. Auf 18 000 Quadratmetern Nutzfläche soll entstehen, was nach den Worten des Direktors Costa-Gavras die erste westliche Institution sein wird, die alle filmischen Aktivitäten an einem Ort versammeln kann. Die Cinémathèque wird unter anderem um ein großes Filmmuseum erweitert, das nach dem umstrittenen Gründer des Archivs, Henri Langlois, benannt werden soll. In zwei Jahren sollen die neuen Räumlichkeiten bezogen werden.

RÜCKGANG

Um mehr als vier Millionen ist die Zahl der Kino-Besucher in Portugal 1984 gegenüber dem Vorjahr zurückgegangen. Von insgesamt 3.416 gezeigten Filmen sind nur 27 – darunter zwei portugiesische – von mehr als 100.000 Zuschauern gesehen worden. Die Hälfte aller aufgeführten Filme stammte aus den USA. Die Generaldirektion für Aufführungs- und Autorenrechte führte als Grund für den Besucherschwund . die hohen Eintrittspreise und die mangelnde Qualität der Produktionen an.

Probe

1973 übte Werner Tübke noch, als er für die Leipziger Karl-Marx-Universität das Wandbild »Arbeiterklasse und Intelligenz« schuf. Format: 2,70 Meter hoch, 13,80 Meter lang, Öl auf Holz. 120 Personen, Professoren, Studenten, Bauarbeiter- und Politiker zeigt das Gemälde, das weniger Wandmalerei, denn Tafelmalerei ist, in insgesamt sechs Gruppen. Das Bild, monumentaler Anlass für den Streit um den Traditionalismus Tübkes, wird in der Reihe »Kunststück« des Fischer Taschenbuch-Verlages (Werner Tübke: Arbeiterklasse und Intelligenz, Eine zeitgenössische Erprobung der Geschichte, Band 3922,10,80 DM) erstmals überhaupt in der BRD, zusammen mit vielen bisher unveröffentlichten Studien, vorgestellt. Eduard Beaucamp hat den Begleittext verfaßt. Doch damals übte Tübke noch.

Gegenwärtig arbeitet er in einer eigens errichteten Gedenkstätte auf einem Hügel bei Bad Frankenhausen an einem kreisrunden Bauernkriegs-Panorama – 123 Meter Länge, 14,5 Meter Höhe – das mit seinen rund 3.000 Personen das größte Wandgemälde der Kunstgeschichte werden soll. Vor vier Jahren stellte Tübke die 1 : 10 Fassung des Panorams vor, in der BRD veröffentlichte das Kunstmagazin »art« in dem Sonderband »Zeitvergleich – Malerei und Grafik aus der DDR« eine Abbildung des Entwurfes, zwischendurch berichten Zeitungen und Zeitschriften aus der DDR immer mal wieder über den Fortgang der Arbeiten, in zwei Jahren schließlich, 1987, soll es fertig sein: 462 Jahre, nachdem Müntzer auf dem Schlachtfeld bei Frankenhausen die aufständischen Bauern gegen die Söldnertruppen der Fürsten und Bischöfe führte. Der Ausgang dieser Geschichte ist bekannt.

Fundstelle

Die österreichische Zeitschrift »Wespenstich« (Verein Gruppe Wespenstich, A 1040 Wien Johann-Strauß-Straße 26/17) die man auch ansonsten gern liest, rezensiert in ihrer jüngsten Ausgabe, Heft 60, Wagenbachs »Italienische Reise – Literarischer Reiseführer durch das heutige Italien« (Zusammengestellt von Alice Vollenweider) so rotzfrech, wie es der Westberliner Verleger gar nicht gern hat: »Wagenbach und Alice Wollenweider scheinen hier dem Irrtum aufzusitzen daß das, was bei uns gerade neu entdeckt wird, auch wirklich die neue Literatur Italiens ist.« Und: »So bietet Wagenbuchs 'Italienische Reise' ein leicht frisiertes Bild der italienischen Literatur. Statt 'Ein Führer durch die heutige italienische Literatur und durch das heutige Italien' müßte es eigentlich heißen: 'Ein Führer durch die italienische Literatur, wie sie Wagenbach gefällt, und ein Führer durch das heutige Italien, so wie es Wagenbach gern hätte'.« Überschrieben ist der Verriß mit »Wagenbachs Italien der Wurstmacher und Hirten.«

HITLISTE

Der nordrhein-westfälische Landesverband der Verlage und Buchhandlungen hat sich die Mühe gemacht, eine Rangliste der »raubgedruckten Verlage« zusammenzustellen, deren Produkte gegenwärtig im Umlauf sind. Absoluter Spitzenreiter ist Suhrkamp mit elf Titeln. Den zweiten Rang mit jeweils acht Titeln müssen sich Fischer, Kiepenheuer & Witsch und Matthes & Seitz teilen. Im Vorderfeld liegen noch Hanser (7) und Rowohlt (6). Dann folgt schon das Mittelfeld mit Bertelsmann, Scherz, Thienemann (jeweils 4) und Campus, Hoffmann und Campe sowie Klett-Cotta (jeweils 3). Ohne Hoffnung auf einen Spitzenplatz sind mit gerade zwei »raubgedruckten Titeln« Diederichs, Diogenes, Ehapa, Kösel, Luchterhand, Pfriemer, Qumran, Volksverlag Linden und Walter. Weitere 23 Verlage sind gegenwärtig mit nur einem Titel im Angebot. Anspruch auf Vollständigkeit könne die Liste allerdings nicht erheben, da – so ein Verbandssprecher – »die Raubdruckszene dauernd in Bewegung ist, so daß mit Sicherheit weitere Titel illegal nachgedruckt, wie andere in der Liste nicht erfaßte Titel mangels Interesse der Käufer möglicherweise nicht mehr angeboten werden .« So ist das mit dem freien Wettbewerb: nie weiß man, was los ist.

Hölderlin in der DDR

Nach dem Anlaufen des DEFA-Filmes »Hälfte des Lebens« von Hermann Zschoche – der Film fand in der Kritik ein eher geteiltes Echo – entwickelt sich in der DDR ein Band mit Hölderlin-Gedichten aus dem Leipziger Insel Verlag zum Bestseller. Der Film thematisiert das Leben Hölderlins vom Antritt der Hofmeisterstelle im Hause des Frankfurter Bankiers Jakob Gontard (1796) bis zur Einweisung in die Tübinger Nervenklinik im Jahre 1806.

REIHENWEISE NEUE TASCHENBÜCHER

Im Sommer 1947 schickte die »Stockholms Tidningen« einen jungen deutschen Emigranten nach Berlin. Da er mit seinen Reportagen nicht sonderlich erfolgreich war, kehrte er nach ein paar Monaten zurück und verarbeitete seine Eindrücke zu einem (ebenfalls nicht sehr erfolgreichen) Prosatext. Der ist jetzt in deutscher Übersetzung erschienen **(Peter Weiss, Die Besiegten, Suhrkamp, 10 DM)** und wirkt reichlich antiquiert. Eine Mischung aus einfühlsamer Beobachtung und Erinnerung, surrealistisch inspirierter Schreibtechnik und zeitüblicher Trümmerprosa, in der es schwielt, schwärt, eitert und fault. Spannend sind aber die im Anhang abgedruckten Reportagen. Scharfe Momentaufnahmen verdichten sich zu einem erstaunlich präzisen Bild der sozialpsychologischen Bedingungen vom Faschismus. Den Erwartungen der damaligen (schwedischen) Leser entsprach dieses Bild nicht; vielleicht trifft's deshalb die Realität der aktuellen (deutschen) umso genauer.

Von **Friedrich Christian Delius** gibt's Neues in der Tradition seiner Dokumentarsatiren: die Denkschrift eines pensionierten EG-Beamten zur neuen Hungerpolitik **(Einige Argument zur Verteidigung der Gemüseesser, Rotbuch, 11 DM).** Montiert aus Gedanken und Formulierungen namhafter Ökonomen Politiker und Gesellschaftstheoretiker werden die Leitlinien einer Politik entworfen, die den Hunger durch (sanfte, d . h. waffenlose) Ausrottung der Hungernden ausrottet (»so kurzfristig wie möglich unter den ärmsten Erdbewohnern die Quote derer zu erhöhen, die schnell vom Hunger erlöst werden können, damit sie sich mittelfristig nicht weiter vermehren und langfristig samt dem Hunger, dieser Geisel der Menschheit, verschwinden«). Eine böse, pfiffige, wahre Satire, bei der einem das Lachen und das Rumpsteak gleichzeitig im Halse stecken bleiben. Zugleich der stringente Beweis für die Logik der EG-Agrarpolitik. Vielleicht sollte man in Brüssel das Bändchen für PR-Zwecke einsetzen.

Die Frage bleibt, was Satire in einer immer wahrhafteren Welt noch soll. Dem letzten Buch des Zukunftsforschers **Herman Kahn (Der kommende Boom, Programm für eine zukunftsorientierte Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik, Goldmann 14 80 DM)** ist sie jedenfalls nicht mehr gewachsen. Ein Manifest der Reaganschen Wirtschafts-, Sozial- und Militärpolitik, das einem mit seiner Mischung aus Schlichtheit, Zynismus und paranoider Systematik die Sprache verschlägt. Kahn entwickelt eine Methodologie »der acht Grade des Glaubens«, beschwört die amerikanische Tradition des »robusten Individualismus«, warnt von »Umweltschutz-Overkill«, fordert, »die Indoktrination mit 'überholten' Werten zu verstärken« – und macht mit seiner Offenheit die scharfsinnigsten Kapitalismusanalysen zu Makulatur – Pflichtlektüre für alle, die Reagan immer noch für einen Schauspieler und seine Politik für ein moralisches Problem halten.

Bei Rowohlt müssen dramatische Fraktionskämpfe toben, – oder es gibt sie tatsächlich, die vielbeschworenen Selbstheilungskräfte des Marktes. Auf jeden Fall ist die – längst überfällige – Taschenbuchausgabe von **Kurt Tucholskys Q-Taschenbüchern 1934-1935 (Rowohlt, 10,80 DM)** ein Stück Wiedergutmachung für den Schaden den Raddatz mit seinem Pyrenäen-Baedecker anrichten durfte. Die Texte, ursprünglich Beilagen zu Briefen an eine Schweizer Freundin (»Das Politische habe ich anliegend, damit es nicht den Brief kaputt macht«), gehören zum Schärfsten und Klügsten, was über Kultur und Politik der 30er Jahre geschrieben worden ist. Weil Tucholsky überzeugt war, daß die Satire vor der Realität des Faschismus verstummen müsse, hat er in der Emigration nichts mehr publiziert und auch die Adressatin seiner

Briefbeilagen beschworen, ihm nicht den »Tort« einer Veröffentlichung anzutun. Zum Glück haben die Herausgeber diesbezügliche Skrupel überwunden und uns zu einem Buch verholfen, das sprachlich und intellektuell den Produkten derer, die heute vor keiner Veröffentlichung zurückschrecken, haushoch überlegen ist.

Günther Rücker, in der DDR geschätzt als Hörspielautor, Regisseur und Filmemacher, hat mit sechzig Jahren seine ersten Erzählungen veröffentlicht. Eine davon ist jetzt auch hier erschienen **(Herr von Oe, Novelle, Wagenbach, 16,80 DM),** die zweite leider dem Trend, immer weniger Buch für immer mehr gefallen. Rücker erzählt die Geschichte eines estnisch-deutschen Grafen – Sprach- und Sexualgenie, Offizier der Weißen Armee, Diplomat in Japan und Deutschland, erfolgreicher Ehemann und unglücklicher Liebhaber, Gefangener in Stalingrad – , den die lebenslange Hoffnung, Aktien einer sibirischen Goldmine doch noch zu Geld machen zu können, in immer neue Abenteuer führt. Und Rücker kann erzählen wie sein Graf (»bald suchend, bald ausgreifend, bald verkürzend, bald derb und dann wieder delikat, vieles aussparend und vieles wiederum Detail um Detail«). Geschichte des 20. Jahrhunderts im Gewand der ritterlichen Aventiure. Triviale Vorbilder werden beerbt und persifliert, das Ergebnis ist ein elegantes Lesevergnügen, dem man anmerkt, daß der Autor sich viel Zeit gelassen hat beim Schreiben.

Wolfgang Däublers Standardwerk **Das Arbeitsrecht – Leitfaden für Arbeitnehmer** ist zwar schon fast zehn Jahre alt. Die Tatsache daß der **1 Band** (über kollektive Interessenvertretung, d.h. Betriebsräte, Gewerkschaften, Streiks) jetzt in einer erweiterten Neuauflage vorliegt (**Rowohlt 16,80 Mark**), gibt mir Gelegenheit, nicht nur auf die neuen Kapitel (Probleme neuer Medien am Arbeitsplatz, Personalinformationssysteme, neue Streikformen) hinzuweisen, sondern das Werk als Ganzes zu loben. Das Buch ist Lehrbuch für Juristen und Nachschlagewerk für Betroffene zugleich, ohne daß eine dieser Funktionen unter der anderen leidet. Und mit seiner ausführlichen Darstellung des rechtspolitischen Rahmens (Geschichte und Funktion des Arbeitsrechts in der BRD) ist es ein wichtiger Beitrag zur Sozialgeschichte d.u. Landes.

Konkret 11/85, S. 88

Wolfgang Pohrt

Fassbinders Rache

»Aus der Verheimlichung dieser Wahrheit«, schreibt Flimm, »haben vor 50 Jahren einige wenige Leute große Vorteile gezogen – zu Lasten vor allem des deutschen Judentums.«

Die Fakten: Vor fünfzig Jahren haben im Deutschen Reich rund 600.000 Juden gelebt, ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung betrug weniger als ein Prozent. Rund sechs Millionen Juden sind später in deutschen Vernichtungslagern umgebracht worden. Wenn Flimm glaubt, was er behauptet, nämlich der von Deutschen begangene Massenmord habe vor allem deutsche Juden das Leben gekostet, muß er entweder den Anteil der Juden an der deutschen Bevölkerung gewaltig überschätzen, oder es müssen ihm nicht-deutsche Opfer gleichgültig sein. Im einen Fall wird man ihn als Antisemiten klassischer Prägung bezeichnen dürfen, der stets darunter leidet, daß er sich von der Anzahl und dem Einfluß der Juden maßlos übertriebene Vorstellungen macht. Im anderen Fall wird man in ihm einen Chauvinisten vermuten müssen, der den Nazis nur vorwirft, daß sie für Deutschland den Krieg verloren haben.

Was die Entscheidung schwer macht, ist die Ausgewogenheit eines Textes, der beide Versionen gleichermaßen stützt. Flimm spricht von einer »Verschiebung vom Klassendenken zum Rassendünkel«, »die unser geschichtsnotorisches Unglück bildet«, und es gehört eine an Wahn grenzende Portion chauvinistischer Unverfrorenheit dazu, das von rassistischen Deutschen über Juden, Polen, Russen etc. gebrachte Unglück als Unglück der Deutschen zu bezeichnen.

Flimm schreibt ferner: »Solange die Jüdische Gemeinde in der Bundesrepublik Deutschland sich als der Gesellschaft dieser Republik zugehörig begreift, sich also gegen jeden Ausgrenzungsversuch mit Recht zur Wehr setzt, solange muß es auch erlaubt sein sie in die Darstellung politischer, sozialer und ökonomischer Widerspruchszusammenhänge einzubeziehen.« Wie die jüdische Gemeinde sich selber begreift, ist deren Sache und geht Flimm nichts an. Tatsache ist, daß die Juden in Deutschland ermordet worden sind. Tatsache ist ferner, daß als Folge des Massenmords die Juden in der BRD heute eine winzige, nach Anzahl und Einfluß bedeutungslose Gruppe von 30.000 Mitgliedern sind. Tatsache ist schließlich, daß es zur Psychopathologie des Antisemiten gehört, den Juden auch dann noch größte Aufmerksamkeit zu schenken, wenn sie schwach, wenige und unbedeutend sind, wenn sie als Gruppe keine Kraft darstellen, die bei den wirklichen gesellschaftlichen Widersprüchen irgendeine Rolle spielt.

Flimms kleiner schmutziger, weil leutselig in die Form einer Bitte gekleideter Erpresserbrief, der in die auch als Drohung zu lesende Warnung an die Opfer mündet, bloß nicht rückfällig zu werden, dieser Brief also bestätigt – wie die ganze Affäre – nur abermals Fassbinders Talent, den hiesigen Kulturbetrieb zum Tanzen und tanzend zum Singen zu bringen, indem er ihm seine eigene Melodie vorspielt. Denn im Unterschied zu Intendanten und Direktoren, bei denen die Glanzlosigkeit der Person im auffälligen Gegensatz steht zum Glanz der Titel und Ämter; im Unterschied zu den Zwillingsbrüdern ihrer Gönner aus Kultur- und Redaktionsbürokratie, im Unterschied also zu Dr. Rühle und Jürgen Flimm beispielsweise, war Fassbinder grell, schamlos, indiskret. Er hat ein Theaterstück hinterlassen, worin ein echter Antisemit auftreten darf. Nun rangeln die Überlebenden um die Beute und werden vor lauter Gier geständig. Der Gedanke liegt nahe, Fassbinders Hinterlassenschaft als seine Rache an dem Betrieb aufzufassen, an dem er selbst zugrunde gegangen ist und der nun vergeblich versucht, Fassbinders Anstößigkeit für die eigenen kümmerlichen Zwecke auszuschlachten.

Kasten Seite 89

Bitte, Anzeige zurücknehmen

Akademiepräsident Jürgen Flimm zum Fassbinder-Streit

FRANKFURT A. M. Der Intendant des Hamburger Thalia-Theaters und Präsident der »Deutschen Akademie der Darstellenden Künste«, Jürgen Flimm, hat Alexandra Rossberg vom «Jüdischen Kulturforum« in Berlin gebeten, ihre Anzeige gegen die geplante Frankfurter Uraufführung von R W Fassbinders Stück »Der Müll, die Stadt und der Tod« zurückzuziehen. Das Kulturforum hatte gegen den Dramaturgen Holefleisch und den Regisseur Hilsdoff Anzeige wegen « Volksverhetzung« und «Aufstachelung zum Rassenhaß« erstattet Wir veröffentlichen Jürgen Flimms Brief im Wortlaut.

fr

Sehr geehrte Frau Rossberg,

die Deutsche Akademie der Darstellenden Künste bittet Sie, Ihre gegen einige Mitglieder des Schauspiels Frankfurt im Zusammenhang mit der Uraufführung von Rainer Werner Fassbinders Stück «Der Müll, die Stadt und der Tod« erstattete Anzeige wegen «Volksverhetzung« und «Aufstachelung zum Rassenhaß« (FAZ vom 27.9.1985) zurückzunehmen.

Weder Herr Dr. Rühle noch der Autor Fassbinder können im Verdacht stehen, die der Anzeige zugrunde gelegten Verfehlungen begangen zu haben oder auch nur begehen zu wollen. Seine jahrelange journalistische und publizistische Tätigkeit weist Herrn Dr. Rühle als einen hervorragenden Anwalt menschlicher Vernunft und Besonnenheit aus.

Rainer Werner Fassbinder hat in nahezu allen seinen Theaterstücken und Filmen sich leidenschaftlich für die Rechte von Minderheiten und unterdrückten Gruppen eingesetzt. Ebensowenig kann angenommen werden, daß der neue Intendant von Schauspiel Frankfurt sich Mitarbeiter wählt, die seinen persönlichen geistigen, moralischen und künstlerischen Überzeugungen in so verletzender Form widerstreben, wie es die Anzeige in bezug auf den Dramaturgen Holefleisch und den Regisseur Hilsdorf unterstellt.

Solange die Jüdische Gemeinde in der Bundesrepublik Deutschland sich als der Gesellschaft dieser Republik zugehörig begreift, sich also gegen jeden Ausgrenzungsversuch mit Recht zur Wehr setzt, solange muß es auch erlaubt sein, sie in die Darstellung politischer, sozialer und ökonomischer Widerspruchszusammenhänge einzubeziehen. Das Bemühen, diese Einbeziehung nur dann zuzulassen, wenn jede kritische Reflexion ausgeschlossen ist, gerät in eine problematische Nähe zu dem, was es gerade vermeiden will: es grenzt aus, will bestimmte Menschen (unter dem Vorwurf der «Volksverhetzung«) jeder Art von sozialer Kritik entheben, und löst damit jene Verschiebung vom Klassendenken zum Rassendünkel aus, die unser geschichtsnotorisches Unglück bildet

Fassbinders Stück redet davon, daß die Klassenschranken zwischen denen, die besitzen und denen, die nicht besitzen, quer durch alle gesellschaftlichen Schichten und Glaubensgemeinschaften verlaufen. Aus der Verheimlichung dieser Wahrheit haben vor fünfzig Jahren einige wenige Leute große Vorteile gezogen – zu Lasten vor allem des deutschen Judentums.

Bitte, ziehen Sie die Anzeige zurück.

Mit freundlichen Grüßen

Für das Präsidium: Jürgen Flimm

Konkret 11/85, S. 90

Hermann L. Gremliza

Gremlizas express

Halt! Aufhören! Schluß jetzt! Nur weil er geglaubt hat, Goethe sei mit dem Intercity durch Frankfurts Schrebergärten gerauscht, laß ich mir meinen Raddatz nicht nehmen. Ich weiß, er hat mal wieder abgeschrieben. Aber darf die »FAZ« ihn darum gleich den »Oberscharlatan des deutschen Feuilletons« nennen und von seiner Abberufung einen »Substanzgewinn für den deutschen Feuilleton-Journalismus« erwarten, also eine Erhebung der Herren Reich-Ranicki, Zehm, Kaiser und womöglich Greiner in den Leser-Briefadel? Darf der »Spiegel« über »Raddatz auf Goethes Bahnhof« lästern, als hätte man selbst niemals Station bei den Aufständischen im sächsischen Dörfchen Pullach gemacht? Von allen, ohne deren Mitwirkung ich mir das deutsche Feuilleton nicht vorstellen kann, ist Raddatz der Unentbehrlichste. Was wäre es ohne ihn? Ein Rigoletto ohne La donna e mobile. Und welcher seiner jetzt hämisch anschlagenden Kollegen bürgte für Schönheiten wie die der Überschrift, die allen entgangen ist:

Bücher-Babylon

Die Buchmesse läßt viele Fragen offen/Von Fritz J. Raddatz

Wer? Alle die andern? Eben.

Tatsächlich verstand der deutsche Feuilleton-Journalismus, wenn ich vom Raddatz redete, schon immer nur: Bahnhof. Denn die Frankfurter Konkurrenz hält den Schmock allen Ernstes für einen »Linken«, der »Politikergenerationen pathetisch-moralisch zur Rechenschaft zieht«, nämlich so:

Es muß also erlaubt sein, sich des Verschlierten zu erinnern, mit dem Springer selber sein Bild getrübt hat seit vielen Jahrzehnten. Ein großer Verleger – gewiß. Aber was verlegte er denn? Zumindest auch schlimm bedrucktes Papier. Er besaß, neben so vielem Kostbaren, zwar auch Barlachs Figurengruppe: Christus hält seinen zweifelnden Jünger Thomas in den Armen. Aber besaß er auch solche Arme?

Wenn der verschlierte Zweifel, daß der große publizistische Hurentreiber in Wahrheit der Erlöser gewesen sei, den Pathetiker und Moralisten verrät und nicht vielmehr den Duckmäuser als Muntermacher, will ich Schreber heißen.

Alle sagen, der Bundespräsident habe mit seiner Rede zum 8. Mai »tiefen Eindruck« hinterlassen. Dabei kann Weizsäcker noch viel tiefer:

Die Umstände, unter denen der Staat Israel in die politische Wirklichkeit eingetreten ist, lassen sich nicht ablösen von der Bedrängung, in die die Juden in Europa durch den Nationalsozialismus und den Krieg geraten sind

Wenn Exzellenz jetzt noch die »Bedrängung« durch die »Betroffenheit« ersetzt, darf er zur nächsten Demo mit.

Die Redaktion der Illustrierten »Stern« kommt von Historischem, das sich um- oder neu schreiben ließe, nicht los:

In den zwanziger Jahren entstand das berühmte Foto des deutschen Schwergewichtsmeisters Paul Samson-Körner mit dem Dramatiker Bert Brecht. Auf Bitten von »Stern«-Autor Wolf Wondratschek stellte Schmeling die historische Szene nach.

Schmeling legte also die Linke hinter den Dichterkopf und hielt dem Poeten die Rechte unter die Nase. Wie Brecht steckte Wondratschek die Hände in die Hosentaschen und beugte den Kopf. Andere seiner Übungen gelangen nicht ganz so gut:

Dieser Schlag war die Summe seiner bisherigen Karriere, ausgeführt in perfekter Vollendung.

Was sich summa summarum auch von Wondratscheks packender Formulierung sagen läßt, wobei offenbleiben kann, ob des Dichters Karriere erst vollendete Perfektion erreicht hat oder schon zu plusquamperfekter Vollendung gereift ist. Denn jetzt hält Wondratschek die Hand des Boxers

ehrfurchtsvoll, wie eine Reliquie fast, umklammert,

weil der schlaue Poet neben dem Endreim-Buch auch Tropfensteins Metaphern-Führer benutzt, der unter dem Stichwort »umklammern« zurecht anführt: »wie einen Strohhalm (rettend); wie eine Reliquie (ehrfurchtsvoll); nicht aber: wie einen Sack – s. a. unter 'Klammerbeutel'.«

Die »Welt« hat ihren Chefredakteur Hertz-Eichenrode, was verlangst du mehr?, in Pension geschickt und bei dieser Gelegenheit wissen lassen, auf welchem Mist der reaktionäre Stumpfsinn gewachsen ist, den der teure Verabschiedete all die Jahre verzapft hat:

Das Leben in der Familie hat den Knaben und Jüngling in seiner westpreußischen Heimat geprägt. Er wuchs auf im Klima der Minderheitenproblematik im Polen der Jahre zwischen den beiden Weltkriegen... In der Nähe der Familienbesitzung... Nach den Irrjahren des Nationalsozialismus. . .

Errarski humanelski, sagten schon die alten Pollacken. Und wie, bitte, war doch gleich die Mitgliedsnummer?

Ob die »Frankfurter Allgemeine« immer weiß was sie will? Da läßt sie am 30. September einen schreiben:

Gewiß ist, daß die Sowjets einen großen Respekt vor SDI haben: denn sie sehen, daß dies sie mitten im Frieden in Bedrängnis bringen wird, weil es sich zunächst um eine Beschleunigung technischen Fortschritts handelt, der ihre Wirtschaft nicht gewachsen ist.

Tags darauf, am 1. Oktober, schreibt in der »FAZ« ein anderer ganz ungeniert über SDI:

Den Amerikanern wird ein Verzicht auf Waffen zugemutet, die sich die Sowjetunion schon beschafft hat oder entwickelt und bald installieren könnte...

SDI ist also doppelt nötig: Erstens können die Sowjets sich diese Waffen nicht leisten, und zweitens haben sie die schon. Denn die »FAZ« weiß, was sie will.

Als der Wasserwerfer zum Halten gekommen war, schluchzte der Vorsitzende der hessischen Polizeigewerkschaft:

Polizisten sind keine Mörder. Der Tod des Demonstranten Günter Sare ist ein Unglück, das uns alle getroffen hat.

Er meinte das mehr so in übertragenem Sinne, unglücklicherweise.

Deutsch mit Günter Zehm:

Nur wissen natürlich auch die Diplomaten, daß das Budapester Kulturforum nicht im luftleeren Raum irgendwelcher elysischer Gefilde stattfindet, sondern auf dem harten Boden...

Deutsch mit Norbert Blüm:

Die Regierung ist keine empfindliche Prinzessin auf der Erbse...

Deutsch mit dem deutschen Dienst der Associated Press:

Die Chinesen wollen dem vom Aussterben bedrohten Großen Panda mit einer Silbermünze unter die Arme greifen. ..

Deutsch mitte »TAZ«:

Das Attentat auf die Rainbow Warrior hätte für die abgehalfterte Linke in Frankreich der Tropfen sein können, der das Faß des Stillehaltens zum Überlaufen...

Und nun alle miteinander: Erbse, schöne Rainbow-Münze, Tropfen aus Elysium...

Wehe, wenn so ein patentierter Original-Liberaler wie der Hans Schueler von der »Zeit« mal einen Schreck kriegt:

Überhaupt nicht mehr Demonstranten im Rechtssinne ... Gewalttäter... Mordversuche... Chaoten ... müssen zu langjährigen Freiheitsstrafen verurteilt werden ... konsequenter Vollzug ... etwaige Sympathisanten abschrecken.. . Da hilft nur drakonische Strenge

und mit dem ganzen Rechtsstaatsklimbim ist's aber sowas von vorbei.